

Volksg-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.



Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volkstblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 46.

Sonnabend, den 15. November 1890.

IV. Jahrgang.

Wochenschau. — Was das Volk bei einer sozialistischen Organisation materiell gewinnt. — Die Korruption der Presse. — Der Preislauf des Geldes. — Freie Volksbühne. — Produktion und Technik. — Gewerkschaftliches. — Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Panernspiegel. — Die Kartelle. — Auf der Stellen-suche.

Aus der Woche.

so. — „Der König von Holland geruhen an Säuerwahnstun zu leiden.“ Diese Nachricht geruhte die „Rottenburger Zeitung“ ihren Lesern mitzuthelen. Was diese darauf geantwortet haben, wir wissen es nicht. Vermuthlich nichts. Das deutsche Bürgerthum besitzt ja den größten Procentsatz von tapferen Mannesgeelen, und seine Nackensteife, und sein Stolz selbst vor Königs-thronen sind weltbekannt. Seine Majestät das deutsche Volk geruht freilich, an dieser Thatsache zu zweifeln und meint: es wäre bald an der Zeit, daß es selbst ein Wörtchen mitspräche, um dem Bauchrutsch ein Ende zu machen, indeß — man wird ja sehen.

Ein österreichischer Erzherzog ist verschollen sammt seinem Schiffe, auf welchem er nach Chile segeln wollte. Er war früher österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und ein Mann von großem Talent. Das hätte man ihm noch verziehen. Aber einen Mann, der vor seinen versammelten Offizieren nach der Besitznahme von Bosnien den Ausspruch gethan: „Es ist unser Glück, daß die Bosnialen keine Geschichte schreiben können,“ konnte man nicht an der Spitze eines Armeekorps dulden. So drängte man ihn denn aus seinem Vaterlande, und das Haus Habsburg ist um eine Familien-Tragödie reicher.

Der zweite Luther und Sozialistenbitter, Hofprediger Stöcker ist zu den Bismarcks, Puttkamer und Krüger versammelt worden, er hat seine Entlassung erhalten. Die liberalen Blätter freuen sich darüber wie Schneekönige. Sie müssen den „Gottesmann“ doch sehr gefürchtet haben. Uns kann es gleich bleiben, ob Stöcker geht oder kommt, seine Theilnahme am politischen Leben ist uns nicht einmal unangenehm, wenigstens ist dieses dann um eine humoristische Figur reicher. Stöcker scheint übrigens der Heilsarmee noch nicht in allen Städten gleichzukommen. Ein politischer Vortrag mit Posambegleitung — wie er unlängst zum Besten gegeben wurde — ist entschieden was Neues. Hoffentlich breitet sich die neue Erfindung auch bald gebührend aus.

Die englischen Airlareisenden sind an der Arbeit, einander ihre Geschäftsgeheimnisse vorzureiben. Man erfährt da wenigstens, auf welche Weise die Kultur, Besitzung u. s. w. in den dunklen Erdtheil getragen wird. Major Bartellot soll verrückt gewesen sein, als er einen jungen „Wilden“ zu Tode trat und andere Eingeborene peitschen ließ, bis sie umfielen. Warum verrückt? Hat ja einer seiner Mitkumpare, der Kulturträger und Naturforscher Jameon ein Negermädchen, das er um 12 baumwollene Taschentücher gekauft, abschlachten lassen, weil er sehen wollte, wie man in Afrika einen Menschen frist. Und er hat von dem ganzen Vorgang sechs Zeichnungen angefertigt und den Kannibalen vor Beginn der „Arbeit“ zugerufen: „Nun laßt sehen, was ihr leisten könnt.“ Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Herr Stanley schon so ein berühmter Mann ist, „daß er seine Namensunterschrift nicht einmal seiner Mutter unter zehn Pfund Sterling gäbe.“

Auch Nordamerika hat seinen 20. Februar erlebt. Die Patrone und Geburtshelfer der Mac-Kinley Bill, die sogenannten „Republikaner“ sind aus der Wahl-schlacht vollständig besiegt hervorgegangen. Die siegreichen Demokraten sind die besten Brüder auch nicht, für einen Sozialisten ist es aber immerhin ein ergötzliches Schauspiel, wenn sich die beiden Löwen gegenseitig auf-fressen.

Der preussische Landtag ist unter allgemeiner Theilnahmslosigkeit, seinem langjährigen und wohlverdienten Schicksal, wieder einmal eröffnet worden. Ueber-raschungen hat die Thronrede nicht gebracht, interessant ist indeß folgender Passus: „Der nach dem Abschluß der ersten Veranlagung der direkten Steuern auf der neuen Grundlage aufkommende Mehrertrag soll indeß schon jetzt durch eine ausdrückliche Gesetzesvorschrift ausschließ-lich zu weiteren Entlastungen insbesondere der Kommunalverbände mittelst Ueberweisung von Grund- und Gebäudesteuer bestimmt werden, soweit darüber der Staatshaushalts-Etat nicht anderweitig Verfügung trifft.“ Es ist also in erster Reihe wieder der nothleidende Großgrundbesitz, der durch „Ueberweisungen“ entlastet werden soll. Das „Nothleiden“ gehört entschieden zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten desselben.

Vom Schauspiel des Schweinekrieges — nichts Neues. Wenn der Landwirtschafts-Minister nicht bald ein Einsehen und die bekannte Ministerkrankheit bekommt, ersticken unsere „bedrängten“ Rittergutsbesitzer noch im eigenen Fett. So lustig gedeihen Schutzzoll und Schweine-sperre. Wenn ich Theaterdirektor wäre, würde ich jetzt alle Tage den „Pigeunerbaron“ aufführen lassen, in welchem der gewiß hochpoetische Keiserin wiederkehrt:

Mein allerhöchster Lebenszweck
Ist Vorstreich,
Ist Schweineped.

Was das Volk bei einer sozialistischen Organisation materiell gewinnt.

Herr Richter verkündet in der „Freie. Zeitung“ triumphirend, daß von seinen „Irrlehren der Sozial-demokratie“ 15 000 Exemplare bereits gegen baar verkauft seien. Es sieht aber, sagt er bescheidenlich hinzu, so aus, als ob „die Verbreitung noch eine weit größere Ausdehnung nehmen wird, da die freisinnigen Vereine in größerer Zahl erst jetzt beginnen, die Verbreitung in die Hand zu nehmen, und gerade aus solchen Orten, in welchen schon größere Parteien verbreitet waren, fortgesetzt Nachbestellungen erfolgen.“

Die Herren Liberalen scheinen also mit Richter's „Irrlehren über Sozialdemokratie“, so sollte das Pamphlet sich eigentlich benennen, einen Feldzug im großen Styl unternehmen zu wollen: ein heiteres Abenteuer, dem man ruhigen Gemüthes zusehen darf. Alle Kanonen, welche die Reden gegen uns aufahren lassen, haben ein überaus ehrwürdiges Alter und verrichteten bereits zu Zeiten Schulze-Delitzsch's ihre harmlos, geräuschvollen Knalleffekte.

Im Einzelnen die Einwände Richter's durchzugehen, wäre eine recht langweilige Bemühung, man müßte, eben so wie er es gethan, eine ganze Broschüre schreiben. Und was hätte man schließlich damit erreicht? Die Polemik hat denn auch — alle sonstigen Alotria außer Acht lassend — sich auf einen einzigen Punkt der Richter'schen Ausführungen geworfen, den Punkt, auf welchen der Verfasser selbst offenbar das meiste Gewicht legt, von dem er sich die meiste agitatorische Wirkung versprach. Es ist das die Frage nach dem materiellen Vortheil, welchen eine sozialistische Neu-organisation dem Proletariat zu bieten vermag. Herr Richter ist ein bewunderter Finanzkünstler und weiß mit den Millionen großartige Jongleurkunststücke vorzunehmen. Er rechnet aus den Steuerlisten das Gesamteinkommen der preussischen Bevölkerung zusammen, dividirt dasselbe durch die „Zahl der Personen, welche als Haushaltungsvorstände oder als Einzelne ein selbständiges Einkommen in Preußen beziehen“ und verkündet dann mit vergnügtem Schmunkeln, daß jede derselben bei gleicher Verteilung des Nationaleinkommens nur 842 M. erhielte. Was würden also, ruft er nach dieser Anstrengung triumphirend aus, die Arbeiter bei der Einführung einer sozialistischen Organisation ge-

winnen? Nichts, einen Pappenstiel von ein paar Mark, denn der Durchschnittslohn der gewerblichen Arbeiter betrage schon gegenwärtig 642 M. Es handle sich für den Durchschnitt also um eine Aufbesserung von 60 Pf. täglich, genau befehen aber noch um bedeutend weniger, weil von den 842 M. Durchschnittseinkommen auch in einer sozialistischen Gesellschaft noch ein bedeutender Betrag für Vermehrung der vorhandenen Produktionsmittel jährlich in Abzug zu bringen sei.

Die Rechenmethode Richter's einmal als richtig angenommen, lassen sich hier bereits verschiedene Einwendungen machen. Fürs erste wird schon dadurch ein schiefer Eindruck hervorgerufen, daß Richter das Gesamteinkommen durch „die Zahl der Haushaltungsvorstände und der sonst ein selbständiges Einkommen Beziehenden“ dividirt. Das sind ja zwei ganz ungleichartige Größen; während der Einzelne mit 842 M. gemächlich leben kann, muß sich ein „Haushaltungsvorstand“ mit zahlreicher Familie bei solchem Einkommen höchst kümmerlich durchschlagen. In einer sozialistischen Gesellschaft, die das Gesamtprodukt nach den „vernunftgemäßen Bedürfnissen“ der Individuen vertheilt, würde auf solche Unterschiede (soweit dieselben dann überhaupt noch bestehen) natürlich Rücksicht genommen werden. Zu wissen, wie viel auf jeden ökonomisch Selbständigen vom Nationaleinkommen entfällt, nützt garnichts, wenn man wissen will, welche Bequemlichkeiten eine sozialistische Vertheilung des heutigen Gesamteinkommens dem Einzelnen verschaffen kann. Man weiß ja nicht, wie viel ökonomisch Unselbständige jeder Selbständige zu unterhalten hat. Die Frage muß lauten: Wie viel entfällt auf den Kopf der preussische Bevölkerung? Herr Richter giebt dieselbe auf 28,7 Millionen an; da bei seiner Schätzung das Nationaleinkommen sich auf 8424 Millionen Mark beläuft, so würde also, bei gleicher Vertheilung, auf den Kopf (gleich, ob Kind, Frau, Mann, Greis) ein jährliches Einkommen von 294 Mark, auf die aus 5 Köpfen bestehende Familie 1470 Mark entfallen, was mit den Richter'schen 842 Mark verglichen schon ein bedeutendes Stück Geld ist, selbst wenn man noch einen gehörigen Abstrich davon macht, um den Unverheiratheten aber ökonomisch Selbständigen mehr als ihre 294 Mark zuzuwenden.

Sodann steht die Richter'sche Rechnung in Widerspruch mit dem Resultat, zu welchem ein weitberühmter Statistiker wie Sötbeer gekommen ist. Die „Magdeburger Volksstimme“ hat darauf aufmerksam gemacht und an Herrn Richter ist es jetzt, seine Schätzungsmethode, die um eine ganze Milliarde hinter der Sötbeer's zurückbleibt, zu verteidigen. In seiner Erwiderung findet sich nichts dergleichen. Nach Sötbeer, der im Vergleich zu Richter von vornherein als maßgebend erscheint, beträgt das private Gesamteinkommen Preußens jetzt 9382 Millionen, es kommen auf den Kopf also 325, auf die 5köpfige Familie 1625 Mark jährlich. Nach Abzug dessen, was für Beschaffung neuer Produktionsmittel und für Aufbesserung der Unverheiratheten unter den ökonomisch Selbständigen nothwendig erscheint, noch immer ein ganz nettes Summchen. Selbst angenommen, diese Abzüge betrügen im Ganzen 225 Mark, so bliebe der Familie immerhin ein festes Jahreseinkommen von 1400 Mark. Wie viel proletarische Familien können heute über eine solche Summe verfügen? Sie sehen, Ihre Abschredungstheorie verfängt nichts, Herr Richter. Sie wollen dem sozialdemokratischen Industriearbeiter es weis machen, daß er bei einer sozialistischen Organisation nichts gewinnen würde, aber selbst bei der durchaus widersinnigen Rechenmethode, die Sie anzuwenden liebten, würde für diese Klasse ein sehr bedeutender Vortheil heraus-springen. Bedenken Sie: 1400 Mark festes Einkommen; die Krisen, welche den Arbeiter heute brodlos aufs Pflaster werfen, ein für allemal beseitigt; beseitigt auch alle Demüthigungen, die das Privatkapital dem Arbeiter heute auflegt! Halten Sie eine solche Aussicht für gar so reizlos, daß man daraufhin den Proletarier der Sozialdemokratie abspänstig machen kann? —

Glänzend freilich sind ja 1400 Mark gerade auch nicht. Sollte sich wirklich bei der kolossalen Entwicklung der Technik die Produktivität der Arbeit nur so weit gehoben haben, daß bei vernünftiger Organisation auf die Familie nicht mehr tägliche Bedarfsgegenstände entfallen, als man heute für 1400 Mark zu kaufen vermag? Das scheint von vornherein undenkbar, und dieser Schein, Herr Richter, beruht, wie sich mit Leichtigkeit nachweisen läßt, auf Wahrheit. Ihre Berechnungsmethode dagegen — doch leben wir zu!

Das Güterquantum, welches in einer sozialistischen organisierten Gesellschaft produziert wird und damit natürlich auch das Quantum, welches auf den Einzelnen resp. die Familie (einmal angenommen, dieselbe bleibe als ökonomische Einheit wie heute bestehen; NB. eine höchst unsinnige Annahme) entfällt, hängt offenbar von zwei Faktoren ab: von der Ertragsfähigkeit und von der Masse der aufgewandten Arbeit.

Die Ertragsfähigkeit oder Produktivität der Arbeit wird durch den Entwicklungsgrad der Technik in den Gewerben, die für den Massenkonsum sorgen, bestimmt. Eine Arbeitsstunde des Webers, des Bergmanns, des Maschinenbauers, des Landmanns, des Müllers u. s. w. produziert, je nach der Ausbildung der Technik (die natürlichen Bedingungen als gleich gesetzt), in verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Mengen von Gewebe, Kohlen, Maschinen, Getreide u. s. w., gegenwärtig z. B. ein vielfaches mehr als vor 50 Jahren. Es fragt sich: bleibt dieser Faktor, die Produktivität der Arbeitsstunde, in einer sozialistischen Gesellschaft derselbe, wie in der jetzigen privatwirtschaftlichen? Offenbar ganz und gar nicht. Und dabei sehen wir von den neuen Erfindungen, die uns die Zukunft bringen kann, noch völlig ab. Es ist wahr, schon die heutige Wirtschaft macht sich die bisher gewonnenen Errungenschaften der Technik, welche die Produktivität der Arbeit so mächtig erhöhen, zu Nutzen; aber in welcher geringen Maße! Indem Herr Richter auf die gewaltige Ausdehnung pocht, die das Kleingewerbe noch heute besitzt, glaubt er etwas gegen uns zu beweisen. Er beweist in Wahrheit aber nur etwas gegen das heutige Gesellschaftssystem. — Wir können das gesammte Produkt, das eine Branche heute liefert, als eine Produkteinheit betrachten, welche die gesammte in der Branche aufgewandte Arbeit (d. h. die in den verschiffenen Produktionsmitteln enthaltene und die neu hinzugesetzte) repräsentiert. Je größer die Zahl der Betriebe ist, die in dieser Branche ohne die bisher entdeckten Hilfsmittel der Technik arbeiten, je größer im Durchschnitt also die Zahl der Kleingewerbe in einer der Maschinenteknik zugänglichen Branche ist, um so geringer stellt sich bei gleichem Arbeitsaufwand das Güterprodukt der ganzen Branche dar. Die moderne Gesellschaft mit ihrem Privateigentum bietet, von allen Krisen noch abgesehen, schon in dieser Hinsicht das Bild einer enormen Arbeitsverschwendung. Der Grund ist einfach genug. Das aus früheren Zeiten übernommene Kleingewerbe kann sich die Hilfsmittel moderner Technik nicht aneignen, behauptet sich aber, so lange es irgend angeht. Der Kleinmeister muß erst Bankrott machen, die „freie Konkurrenz“ muß ihn erst Jahre lang schwächen, ehe sie ihn endgültig zu expropriieren vermag. Ein entsetzlicher und unendlich langwieriger Prozeß! Die sozialistische Gesellschaftsorganisation kennt dagegen absolut nichts derartiges. Die Produktionsmittel sind Gemeintheil und nur ein Interesse aller Gesellschaftsglieder existiert: mit möglichst wenig gesellschaftlicher Arbeit, möglichst viel Produkte in jeder Branche zu erzielen. Der Anwendung aller technischen Hilfsmittel überall steht kein Hindernis entgegen, sie wird vielmehr zur Nothwendigkeit. Also Herr Richter: Ihre Ansicht, daß Privat- und Sozialwirtschaft gleichmäßig von dem Entwicklungsgrade der Technik profitieren können, ist grundfalsch. Nur die sozialistische Gesellschaft vermag diesen Faktor voll auszunutzen und dadurch das Element des Nationalreichtums, die Produktivität der Arbeit, in ungeahnter Weise steigern!

Neben der Ertragsfähigkeit entscheidet die Masse der aufgewandten Arbeit über die Menge des zum Konsum gelangenden Produkts. Es fragt sich: kann die sozialistische Gesellschaft auch diesen zweiten Faktor des Reichtums über das Maß der heutigen Privatwirtschaft hinaus erhöhen? Auch das ist sicherlich der Fall. Denn erstlich kann bei anderer Organisation der Familie der weitaus größte Teil der Frauenvwelt in die Gütererzeugung hineingezogen werden; sodann hören bei Beseitigung der Privatwirtschaft die Krisen und damit die Arbeitslosigkeit der Proletarier auf. Die ganze industrielle Reservearmee und in ihrem Gefolge das Lumpenproletariat und Verbrechertum läßt sich produktiv verwenden. Ein großer Teil des jetzigen Verkaufspersonals (Kommis, Reisende, Detailgeschäft, Schankgewerbe), das kapitalistische Proletariat und das ganze Heer der ihm Dienste leistenden Kräfte kann in die gesellschaftlich nutzbringende Güterproduktion eingestellt werden und muß die Masse der produktiven Arbeit mächtig anschwellen.

Wir haben ausgeführt, was das Volk bei sozialer Gesellschaftsform durch die erhöhte Produktivität und Masse der gesellschaftlich-nutzbringenden Arbeit gewinnt. Es gewinnt aber nicht nur bei der Produktion, sondern auch bei der Verteilung des Produzierten. Alle

oben angeführten Menschenklassen, die, ohne heute die Gütermenge zu vermehren, sie bei einer sozialistischen Organisation der Arbeit vermehren müßten, sind — vom Standpunkte des Sozialismus aus — heute nicht allein unproduktiv, sie nehmen auch den produktiven Arbeitern die von diesen erzeugten Güter weg, sie nähren sich vom Mehrwerth. Bei sozialer Organisation würde der von dieser Klasse verzehrte Produkttheil an seine Erzeuger, die frühere Proletarierklasse, zurückfallen. Der Anteil am Nationalprodukt bemißt sich heutzutage nach dem Geldeinkommen eines jeden. Das Geldeinkommen — gleich vertheilt, wie Richter es thut, heißt annehmen, daß die vorhandene Produktmenge sich gleichmäßig vertheile. Diese Vertheilung allein würde der Proletarierfamilie, wie wir oben sahen, schon eine Gütermenge sichern, die heutzutage durch ein Jahreseinkommen von 1400 Mark repräsentiert wird. Die Rechnungsmethode Richters — in ihrer klassischen Einfachheit — berücksichtigt nur, was das Volk bei einer gleichmäßigen Vertheilung des jetzigen Nationalproduktes, nicht was es durch sozialistische Organisation der produktiven Thätigkeit gewinnen würde. Aber gerade darauf kommt es an. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, gestützt auf das vorhandene statistische Material, zu berechnen, um wieviel Prozent in den hauptsächlichsten Gewerben schon bei heutigem Entwicklungsgrade die Produktivität der Arbeit gesteigert werden kann und andererseits, um wieviel Prozent die produktive Arbeitsmasse sich erhöhen ließe. Zieht man hierzu den Prozentsatz, um welchen die gleichmäßige Vertheilung des heutigen Produktes den Arbeiter besser stellen würde, so hätte man eine Basis, um den Gewinn einer sozialistischen Organisation für den Proletarier im gegenwärtigen Augenblick zu schätzen.

Was meinen Sie, Herr Richter, welche erklölichen Sündchen da herauskommen würden! Ich denke, Sie lassen lieber die Hand von der Statistik. So riesig einfach sind die Dinge doch nicht und man kann nicht wissen, ob nicht, wenn man weiter rechnet, gerade das Gegentheil von dem herauskommt, was nach freisinnigem Rezept bewiesen werden sollte.

Die Korruption der Presse.

(Ein Märchen.)

Kr. Es waren einmal fünf Männer und die zogen aus, das große Ungethüm zu erlegen. Da sie sich aber wegen des Oberbefehls nicht einigen konnten, so beschritt jeder einzeln den Kriegspfad.

Als Erster auf der Wahlstatt erschien der Adelige; seine Sporen klirrten, sein Helmbusch flatterte lustig im Winde. Er wunderte sich, daß die Pforten des Gebäudes in welchem das Unthier hauste, unbewacht waren. Kopfschüttelnd trat er ein. In einem großen, mit Zeitungspapier ausgelegenen Gemache trat ihm der Preßdrache entgegen, bot ihm freundlich einen Stuhl und fragte theilnehmend nach seinen Wünschen.

Der Adelige, welcher einen ganz anderen Empfang erwartet hatte, brauste auf: „Rechnenschaft verlange ich von Dir, Du Ungeheuer. Rechnenschaft für all die Unbill, die Du mir durch die Jahre her angethan hast. Als einen Bedrücker des Volkes hast Du mich erklärt, einen Feind der Gesellschaft; ein Verschwender sei ich und nicht mehr werth als eine Drohne im Bienensfode. Viele meiner Güter hast Du zertrümmert und als Waare auf den Markt geworfen. Meine Vorrechte hast Du gebrochen, mich lächerlich zu machen gesucht vor der ganzen Welt. Aber der Tag der Rache ist endlich gekommen. Gib Rechnenschaft!“ Und der Adelige schlug mit der Hand an die Seite, an welcher seine Ahnen das Schwert getragen.

Das Thier sah ihn mit seinen listigen Augenlein von der Seite an, trugte sich das glatte Kinn und sprach: „Euer Hochwohl- und Edelgeboren! Bevor ich mich rechtfertige, möchte ich denn doch noch einige Worte vorausschicken. Nicht Sie habe ich angegriffen, sondern Ihre geehrten Herren Mitbrüder die — wie soll ich mich nur ausdrücken — die weiter nichts sind als treue Berehter des seligen Nichtsthuns. Ihre Güter habe ich unter den Hammer gebracht, nicht um ihnen zu schaden, sondern um ihnen die Mittel zu einem standesgemäßen Leben zu verschaffen. Ist das Unrecht? Ich habe nie gegen ihre Vorrechte gestritten, nur den Wunsch sprach ich aus, daß sie sich mehr an unseren Bestrebungen beteiligen sollten, damit einmal voll und ganz zur Wahrheit werde der Spruch: Ein einzig Volk von Brüdern . . . Männer Ihres Ansehens, Männer Ihrer Einsicht sollten sich nicht damit begnügen, die Zinsen ihres Kapitals zu verzehren, sie sollten mitthätig sein bei Schaffung neuer Berthe. Es wird dieses Ihnen doch so leicht gemacht und so erträglich. Warum also wollen Sie die Hand des Freundes zurückstoßen? Ich habe hier die Prospekt und Anteilsscheine einiger neuer Unternehmungen. Hier die Aktien der Gesellschaft, welche sich gebildet hat, um dem Meerwasser den Silbergehalt zu entziehen; das hier ist ein Lotterianlehen zur Verteilung der Rekläufe und Wärläfer; in den nächsten Tagen bildet sich eine Gesellschaft, welche weite Strecken in der Uckermark erwerben wird, um Paradiesäpfel und Ananas zu pflanzen. Ja, mein Herr, das nenne ich eine Förderung der Kultur, das Vermehrung des Volkswohlstandes. Beteiligen Sie sich, greifen Sie zu. Die Dividende beträgt in jedem Fall 25 Prozent . . .“

Dem Edeligen, der nicht gewohnt war zu rechnen, tanzten die Zahlen vor den Augen. Sein Gesicht heiterte sich auf, er erhob sich und reichte dem „Drachen“ die

Hand. „Das wäre nicht übel, ich werde mir die Geschichte überlegen. Entschuldigen Sie, ich war schlecht unterrichtet.“ Er storchte hinaus und war geschlagen. —

Es dauerte einige Zeit, da erschien der Beamte. Er hatte sein Gesicht in ernste Falten gelegt und sprach mit mächtiger Stimme: „Es läßt sich nicht läugnen, daß die Presse einen unerhörten Einfluß errungen hat. Eine gute Presse wird nun diesen Einfluß weise verwerten. Was geschieht aber heute? Selbst uns, den Richtern und Berathern des Volkes, tritt man schon entgegen. Man kontrollirt unsere Amtsthätigkeit, höhnt uns wohl auch zeitweise, fährt gegen uns los, wenn wir nicht thun, was gewisse Herren wollen. Wohin soll das noch führen? Man schreibt in den Zeitungen, wir zahlten weniger Steuern als die andern Stände. Heißt das nicht unser Ansehen untergraben und vernichten? Jeden unserer Schritte bewacht und belauert man, und jede Kleinigkeit hängt man an die große Glocke. Sieht man denn nicht ein, daß man dadurch jede Autorität zerstört? . . . Mein Herr, ich verlange Rechenschaft! . . .“

Der Drache lehnte sich in seinen Stuhl zurück und verschränkte die Arme über der Brust. Dann sprach er: „Wohl! Eine rechte Presse soll die Hüterin des öffentlichen Wohles sein. Die Presse hat die Pflicht, all das zu veröffentlichen, was der Allgemeinheit schadet. Auch wir sind Richter. Wenn wir gegen einen Beamten vorgehen, so ist das immer ein fauler, ein träger, ein unfähiger, der Schaden statt Nutzen stiftet. Gegen Männer, wie Sie mein Herr, haben wir ganz und gar nichts. Wir wissen recht gut, daß mancher fähige Beamte auf einem unrechten Posten steht, daß er sich dadurch gedrückt fühlt und versauert. Uns macht es Freude, solche Männer ans Licht zu ziehen, sie zu fördern und zu unterstützen. Ihre Fähigkeiten, mein Herr, kennen wir. Wir werden nicht ermangeln, bei Gelegenheit auf Sie hinzuweisen. Und nun Gott befohlen, mein Herr! . . .“

Der Ankläger entfernte sich freudigen Herzens.

Nach einer halben Stunde erschien ein Bürger mit glattrasirtem, feuerrothem Gesicht, angethan mit einem schönen, glänzenden Bratenrock. Er wickte sich den Schweiß von der Stirn und schwang ein Zeitungsblatt in seiner Rechten. „Ich komme, mich zu beschweren“, sagte er. „Ich bin erboßt. Meine Tochter, die Sängerin, ist ein Engel. Und hier, in diesem Schandwisch ist sie als ein Ausbund hingestellt. Ich will den Schuft sehen, der das geschrieben hat! Her mit ihm! Ich breche ihm alle Knochen. Wo ist er? In acht Tagen heirathet meine Tochter. . . Es ist eine Schande. . . eine Schmach. Da! . . . da! . . . Mein Recht will ich haben.“

Der Drache griff gleichmüthig nach dem Blatte. „Beruhigen Sie sich, mein Lieber. Ja, das ist unser Blatt. Aber der Artikel ist nicht von unserem ständigen Berichterstatter. Ich kann Ihnen die Mittheilung machen, daß wir den Schreiber schon entlassen haben. Beruhigen Sie sich nur. Wir sind nicht allwissend. Die ungeheure Arbeit, die auf uns lastet! Wir sind hintergangen worden. Entschuldigen Sie nur. Wir wollen ja Alles thun, um Sie zufrieden zu stellen. Ihre Tochter heirathet, sagten Sie? Eine tüchtige Sängerin, Ihre Tochter, das muß man sagen. Wir werden bei dieser Gelegenheit Alles widerrufen. Wen heirathet sie denn? . . . Einen Baron? . . . Ah! Ich gratulire! Sehr schön! Da werden wir die Namen aller Hochzeitsgäste bringen, die Roben der Damen beschreiben. Lassen Sie uns nur machen. Wir werden Ihnen Revanche geben. Verlassen Sie sich auf uns. Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Es ist uns selbst unangenehm, sehr, sehr unangenehm. . . Kann ich sonst noch mit etwas dienen, Herr Flaucher? Apropos, Ihre Butterkuchen sind allerliebste, ausgezeichnet. Meine Frau läßt nur bei Ihnen Butterkuchen holen. Aber, da fällt mir ein, warum machen Sie denn nicht mehr Reklame? Die Butterkuchen verdienen es. Sie würden ein Riesengeschäft machen mit den Butterkuchen. Heutzutage ist die Reklame alles. Alles, sage ich Ihnen Herr Flaucher. Unser Blatt steht Ihren Butterkuchen zur Verfügung. Wir sind Ihnen ja jetzt so verpflichtet. Ja? Versuchen Sie es einmal. Eine halbe Seite, eine Viertelsteite? . . .“

„Wenn es nicht zu viel kostet?“

„Was heißt kosten? Das kommt ja alles wieder herein. . . Also abgemacht.“

„Ich werde Ihnen morgen unseren Administrator hinsenden. Die Nummer, in welcher die Verheirathung Ihres Fräulein Tochter angezeigt wird, geht Ihnen natürlich in joviell Exemplaren zu, als Sie wünschen. Bitte nur, in der Administration vorzusprechen. . . Habe die Ehre! War mir ein Vergnügen. Meine Empfehlung dem Herrn Baron.“

Um 11 Uhr klopfte es dreimal hintereinander, die Thür that sich auf, und es erschien der Bauer. Er drehte seinen Hut in seinen Händen hin und her und fragte: „Komm' ich hier recht zu dem Preßdrachen?“

„Sie wünschen?“

Der Mann ging an das Ungeheuer heran und betrachtete es von oben bis unten. „Aha! Das ist also der Drach, der Schuld ist, daß ma net genug Steuern zahlen können?! Na wart', Du Höllsacca, ich werd' Dich mit mein' Stecken ins Gebet nehmen.“

„Halt!“ schrie der Drache. „Ist das die Manier eines gebildeten Mannes? Weiß er nicht, was sich gehört, wenn man in ein fremdes Zimmer tritt? Ja, sperr er nur sein Maul auf. Haben wir ihm nicht die Schule verschafft? Ein intelligenter Landwirth weiß sich immer zu helfen und — zu benehmen. Marsch hinaus mit ihm! . . .“

Der vierte Streiter verzog sich und ward nicht mehr gesehen. Der fünfte kam.

„Gott sei Dank“, rief der Drache, „daß man endlich einmal wieder einen ordentlichen Menschen erblickt. Vier Nüßchen waren heute schon bei mir. Und denk' Dir nur, was die Kerle wollten! Rechenhaft forderten sie. Es ist zum Lachen. Die Menschheit wird immer brutaler.“ Er erhob sich und drückte seinen Bekannten, den Zeitungsschreiber, in seinen Polsterstuhl. Dann öffnete er einen Schrank und brachte eine Weinflasche mit Gläsern. „Laß Dir's munden Bruderherz. Auf die Zukunft!“

Der Zeitungsschreiber schmalzte mit der Zunge und sprach: „Ihr scheint ja hier recht in der Wolle zu sitzen?“

„Es thut sich, Freundchen.“
„Ja, das ist alles recht schön und gut“, begann der Zeitungsschreiber wieder, nachdem er nochmals getrunken. „Aber ein bißchen mehr Ehrlichkeit könnte Euch nichts schaden. Ihr nehmt ja von allen und Jedem.“

„Es riecht nicht, mein Junge.“
„Schon gut. Dann seid Ihr aber doch die größten Heuchler, die es auf Erden giebt! So kann es nicht weiter gehen. Die ganze Welt steht noch auf gegen Euch. Ein Joch habt Ihr den Menschen aufgelegt, das härter ist denn Stahl, drückender als Schande. Du lachst? Gut! Ich muß Dir sagen, daß ich es nicht länger mit ansehe. Wenn keiner gegen Euch los geht, ich thue es!“

„Wenn Du kannst? . . . Aber, Vester, warum eiferst Du Dich? Ich weiß, Du schreibst einen schneidigen Stil. Deine Bilder sind prächtig. Willst Du mir nicht einen Gefallen thun? Wir zahlen unsere Leitartikel nicht schlecht, das weißt Du. Die blauen Scheine dort unter dem gläsernen Briefbeschwerer sind für Dich. Was meinst Du? Ich werde mich für kurze Zeit entfernen, dort in der Ecke stehen die Cigarren . . . Abje!“

Der fünfte Streiter fuhr mit der Feder ins Tintenfaß. Nach zwei Stunden hatte er einen ellenlangen Artikel vor sich liegen, der mit den Worten schloß: „Die Korruption der Presse ist ein Märchen.“

Der Kreislauf des Geldes.

Eine ökonomische Studie aus der Börsewelt.

Anlässlich der Aufführung des neuesten Dramas von Sudermann schreibt die „Kreuzzeitung“:

„Den Nagel auf den Kopf trifft das „Berliner Volksblatt“, wenn es den Applaus, welchen „Sodoms Ende“ im Vesting-Theater seitens der Berliner Bourgeoisie fand, mit dem Beifall vergleicht, den 1784 der französische Adels Beau-marchais' „Figaro“ spendete. Von dieser Gesellschaft gilt wahrlich das Wort: „Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.“ Sie fühlen sich in ihrer ganzen Hohlheit und Nichtwürdigkeit, in ihrer geistigen und sittlichen Misere treffend charakterisiert und larrikiert, und dazu jubeln sie noch.“

Und in der That, Niemand schreibt giftigere Satiren auf die Bourgeoisie und ergötzt sich lieber daran als sie selber. Die Pariser Boulevardpresse mit ihren grotesken Frivolitäten bietet vielleicht das klassischste Beispiel für diese krankhafte Sucht der goldenen Schmutzgesellschaft, sich zu bespiegeln und ihre larrikierten Spiegelbilder mit behaglichem Vergnügen zu bewundern.

Die folgenden Szenen, die wir — freilich in schuldigem Respekt vor der deutschen Polizei ein wenig gemildert — unseren Lesern vorlegen wollen, sind dem „Die Pariserne“, einer ausschließlich auf „Welt und Halbwelt“ berechneten Pariser Boulevardzeitung, entnommen. Sie sind in doppelter Beziehung interessant, denn sie charakterisieren ganz vortrefflich den skeptischen Eynismus des Publikums, für welches solche Blätter arbeiten, und stellen gleichzeitig die blutigste Satire dar, die auf die Börsewelt geschrieben werden kann. Ausbeutung und kein Ende! Aber am Schlusse triumphiert der große Börsenjobber über all die kleinen Polypen; Die gnädige Frau, der Liebhaber, die Kokotte, der Friseur, all die Gelegenheitsdiebe verlieren ihr erjagtes Geld im Augenblick. Er allein, der große Mann, versteht sich wahrhaftig auf's Stehlen und weiß seine Louisdors mit unfehlbarer Kunst wieder zurückzuerobern. Doch geben wir dem Dichter der Börse das Wort:

In den Champs-Élysées in Paris. Parterrewohnung eines jungen Mannes. 4 Uhr Nachmittag.

„Sie“ ist mit ihrem Schlüssel eingetreten und beunruhigt bis in den Salon gegangen. Warum hat er nicht wie sonst das Geräusch der Schlüssels gehört und sie gleich hinter der Thüre erwartet? Athemlos öffnet sie die Thüre des Arbeitszimmers.

Er sitzt tief in Gedanken über einem Briefe, erhebt bei dem Geräusche seinen Kopf, scheint verwirrt, ergreift den Brief, ballt ihn wüthend zusammen, als wäre er auf einer Wechselfälschung ertappt, und wirft ihn in den Papierkorb.)

Sie: Was thust Du da?
Er: Nichts — nichts.
Sie: An wen schreibst Du?
Er: An — an Niemand.
Sie: Armand — pui — Armand! (Sie nimmt den Schleier ab und macht ein furchtbares Scheidungs-gesicht. Dann tritt sie auf den Papierkorb zu. Armand hält sie sanft am Arme zurück.)
Er: Laß das, ich bitte Dich.
Sie: Du schreibst an eine Frau!
Er: Nein — ich schwöre es Dir.
Sie: Nun, so laß mich doch den Brief nehmen.
Er (traurig): Du willst es — Du befehlst darauf.

Sie: Ja — gib. (Er zieht den zerknüppelten Brief aus dem Papierkorb. Sie reißt ihn aus seinen Händen und liest: „Berther Herr Ephraim! Ich brauche absolut 10000 Fr. Ich weiß, wie viel ich Ihnen bereits schulde. Aber wenn Sie mir nicht diesmal helfen, bin ich ein verlorener, ein gesellschaftlich ruinirter Mann.“)

Sie (ihn umarmend): Wie glücklich ich bin!
Er (bitter): Worüber? Darum, daß ich 10000 Fr. brauche?

Sie: Nein — Schätzchen. Darüber, daß Du mich nicht hintergehst (den Brief nochmals betrachtend). Ist das Dein Freund, dieser Herr Ephraim?

Er: Nein — ein Bucherer.

Sie: Wozu brauchst Du 10000 Fr.? Du hattest mir doch versprochen, keine Karte mehr anzurufen.

Er: Auf der Börse — auf der Börse habe ich verloren. Die Hauffe in den Kupferwerthen —

Sie (nach einer Pause): Wird Dir Ephraim die 10000 Fr. leihen?

Er: Ich glaube — nein.

Sie: Warum hast Du denn an ihn geschrieben?

Er: Weil er schließlich doch die einzige Person ist, die mir diese Summe leihen kann.

Sie (traurig): Armand, das ist nicht — schön — wie häßlich — bin ich nicht da? Ich brauche meinem Gatten ja bloß ein Wort zu sagen . . .

Er (den Kopf senkend): Dein Geld! Das Geld einer Frau, oh! (nach einer Pause) Ich bin sehr elend.

Sie: Weine nicht, Liebchen. — Das ist im Handumdrehen gemacht. Seit einiger Zeit schlägt mir mein Mann nichts mehr ab. Sein Bankhaus gewinnt Gelder — häuserhoch.

Er (sehr traurig): Das Geld des Herrn Zabulon wird mir in der Hand brennen.

Sie: Mein Armand!

Er (niedergeschlagen): Das Geld Deines Gatten.

Sie (im Triumphgefühl, soeben ein durchschlagendes Argument entdeckt zu haben): Es ist nicht sein Geld, Armand. Er hat nur als Bauffier gewonnen, was Du als Hauffier bei diesen verwünschten Kupfersachen verlorst. Nur was Du verloren, wird er jetzt durch meine Hände Dir zurückerrösten. — Ja, es ist ein Akt der Wiedererröstung.

Er (erhebt sich und küßt sie): Du bist ein Engel!

Sie (strahlend): Ah, endlich ein leises Lächeln unter diesem niedlichen blonden Schnurrbart.

Er: Ein Engel, sage ich! (Nachdem er sie lange geküßt hat): Du hast doch die Entree-thür gut zugemacht?

Sie: Ja — jawohl — jawohl (auf seine Kniee springend). Und weißt Du, Schatz, heute bin ich bis 7 Uhr frei.

Einen Tag später, bei Fr. Paquita, Rue de Prony.

(Armand und Paquita sitzen nach dem Diner auf dem Sopha des Salons. Armand hat Paquita umfaßt und ist beschäftigt, ihr allerhand Kosmetika zu geben.)

Sie (sich losmachend): Nein, Du weißt Kleiner, so etwas giebt es nicht.

Er (versuchend, sie zurückzuhalten): Aber sieh doch —

Sie: Hier giebt es nichts zu sehn. Du weißt doch, daß ich nicht so zu haben bin. Du kannst Octave, Ludwig, Leopold und alle Deine Freunde darnach fragen.

Er: Donnerwetter, bist Du aber praktisch.

Sie: Glaubst Du etwa, daß man die Schneiderinnen und Modistinnen mit schönen Worten bezahlt!

Er: Wohl, ich verspreche Dir —

Sie: Versprechungen! Was ich mir dafür kaufe, für Versprechungen!

Er (beiseit): Mein Gott! Ach — wie sie einen nimmt! Ich kann nicht, ich kapitulire. (Laut:) Also 500 Louisdor brauchst Du?

Sie: Das hab' ich Dir doch schon einmal gesagt. Reinst Du, ich bin ein Weib, mit dem Du handeln kannst.

Er (nachdem er die 10000 Francs. aus der Tasche gezogen und sie Paquita gegeben, welche sich die Finger nagt und die Scheine einzeln nachzählt, bei Seite): Daß ich, ich einem Weib 10000 Francs. rausreden muß!! Paquita (nachdem sie zu Ende gezählt): Du bist doch eigentlich sehr schneidig. Du. Man hatte mir gesagt, Du hättest keinen Pfennig mehr. Darum wollt ich auch die Probe anstellen; (nachdem sie das Geld in einer Schublade verwahrt) Du weißt, mein Kleiner, daß ich heute nur eine halbe Stunde für Dich übrig habe.

(Sie gehen ins Nebenzimmer.)

Noch einen Tag später.

(Bei demselben Fr. Paquita im Boudoir. Sie ist mit dem Friseur, der ihr das Haar zu machen hat, allein.)

Sie: 10000 Francs! Bist Du verrückt?

Er: Ja, ich brauche das, um einen kleinen Friseur-laden in der Rue des Sauffoies zu kaufen. Fameuse Kundschaft! Alle Kutscher aus der Umgegend!

Sie: Ich habe Dir schon in diesem Halbjahr 7000 Francs. gegeben, weil Du Papiere gefaßt und immer verloren hast.

Er (schmollend): Das Leben ist so theuer in Paris.

Sie: Und Du machst Dich noch lustig! Wart! Du sollst sie nicht kriegen diese 10000 Francs. (Sie thut, als ob sie fort will.)

Er (mit den Achseln zuckend): Vorwärts, na hol sie mal, und ein bißchen plöglischer. (Sie giebt nach, zieht die Schublade auf und nimmt daraus die 10000 Francs, die ihr Armand gegeben.) Siehst Du, meine Kleine, wenn man mal in einen Mann verschossen ist, so hilft es nichts, mit ihm lange zu fackeln.

Sie (mit den Zähnen knirschend und ihm das Geld gebend): Ich wünsch' Dir den Tod!

Er (erhebt sich, nachdem er das Geld eingesteckt): Adieu, ich gehe los!

Sie (empört): Schon! Da! Oh! Das ist ja unmöglich. Du hast doch wohl noch 5 Minuten Zeit!

Er (lehrt um): Wenn Du willst — aber nicht eine Sekunde länger.

(Sie gehen ins Nebenzimmer.)

Am Abend des nämlichen Tages.

(Bei Zabulons. Herr Zabulon allein.)

Er (an seinem Schreibtisch abrechnend): Passiva: 10000 Francs., welche ich meiner Frau gegeben. Activa: 10000 Francs., welche eben ein verrückter Friseur bei mir hinterlegt hat und die ich in mein neuestes Aktienunternehmen: „Den Tunnel quer durch den Atlantischen Ocean“ versenken werde. Gewinn und Verlust balanziren. Tagesgewinn Null. Es geht!

(Er geht in's Schlafzimmer.)

Freie Volksbühne. *)

Zweite Aufführung.

Am vorigen Sonntag fand im Ostend-Theater die zweite Aufführung für die erste Abtheilung des Vereins „Freie Volksbühne“ statt. Gegeben wurde das soziale Drama „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann. Die Vorstellung erzielte einen vollen, ungetheilten Erfolg, zumal nach dem zweiten und vierten Akt kam derselbe aus vollem Herzen.

Hiernach sollte man meinen, die Frage, ob sich unser junger „konsequenter“ Bühnennaturalismus, also Hauptmann, Strindberg, Holz und Schlaf, für das Publikum der „freien Volksbühne“ eigne, sei durch die That, durch diesen großen, lauten Erfolg in bejahendem Sinne beantwortet.

Ich will vorweg gestehen, daß ich zu denen gehört habe, welche, zumal nach dem erfreulichen Resultate der ersten Aufführung der „Stützen der Gesellschaft“ von Ibsen, gehofft haben, es würde jene bejahende Antwort gegeben werden. In dieser Hoffnung fühle ich mich jetzt getäuscht, zu mindesten scheint mir die erwähnte Frage auch jetzt noch eine offene zu sein.

Der Erfolg des Hauptmannschen Dramas war nicht eine Folge seiner Vorzüge, sondern — seiner Mängel und seiner schlechten Darstellung.

Das ist die grobe Wahrheit. Nicht die entzückende Feinheit der dichterischen Detailmalerei, die erschütternde Wahrhaftigkeit der Konzeption, nicht die „Fruchtbarkeit“ des psychologischen Chaos wirkten und wurden genossen, die sozialistischen, revolutionären Tiraden des Herrn Hagemann als Alfred Loth, die Häufung des Drahtischen im Stück — das waren die Zugmittel, das machte den Erfolg. Das übrige that dann „die Liebe zur Sache“, „das Parteinteresse“, die Disziplin, welche unsere Arbeiter auch im Theater nicht verläßt. Der gezollte Applaus war ein naturalistisches Kunstwerk an sich.

Es wäre natürlich mehr als thöricht, wollte man dem Publikum heraus, daß es — um es kurz zu sagen — dieses Stück nicht verstanden hat, irgend einen Vorwurf machen. Ich glaube, es giebt für das naturalistische Kunstwerk dieser Arbeit überhaupt noch kein Publikum, wenigstens hat sich das Bourgeoispublikum bisher weder in der „Freien Bühne“ noch im „Velle-Alliance-Theater“ diesem Stücke gegenüber verständiger gezeigt. Im Gegentheil, wenn der Dichter zu wählen hätte, würde er das naive Publikum der Freien Volksbühne gewiß jener Horde bornirter Besserwisser, welche über ihn mit einem „idealistischen“ Schlagwort aburtheilen zu können glaubten, noch vorziehen. Das erstere war wenigstens mit Ernst bei der Sache und trat ohne dumme Vorurtheile an dieselbe heran.

Aber ich muß sagen, daß ich mich doch sehr der Ansicht des Herrn Jüneige, welcher in Nr. 44 dieses Blattes den Artikel „Die Arbeiter und die Kunst“ eingekandt hat und der da sagt:

„Soweit ich die Versammlungsberichte der „Freien Volksbühne“ habe verfolgen können, ist es denn auch nicht das rein künstlerische, was auf das Publikum anziehend wirkte, sondern der rohe Stoff.“

*) Wir bringen diese Ausführungen, obgleich wir persönlich einen durchaus anderen Eindruck von der Vorstellung gewonnen haben. Und schien die Haltung des Publikums im ganzen vortrefflich. Daß hier und da Heiterkeit durchbrach, wo der Dichter lieber gespannten Ernst gesehen hätte, ist nur natürlich. Wir sind eben gewohnt, gewisse Dinge nur im Leben und nicht auf der Bühne zu sehen. Wüßte der Dichter solche kleine Natürlichkeiten seiner Darstellung bei, so entsteht ein prickelndes Gefühl der Ueberreizung, das sich gerne im Lachen Luft macht. Die Heiterkeit, mit welcher man die Liebes-scene aufnahm, ist mir z. B. kein Beweis, daß man dieselbe falsch verstanden. Es liegt thatsächlich ein gut Stück Komik in ihr. Und was die Tendenz betrifft, so weiß ich kaum, wie ein sozialdemokratisches Publikum sich bei solcher Gelegenheit reservirt verhalten konnte. Ist etwa Loth's Rede durch Beifallstürmen unterbrochen, ist man ihn aus dem Kreise des übrigen Stüdes heraus, um ihn zuzujubeln? Ich habe davon nichts bemerkt. Was meiner Meinung nach gefehlt hat, war das Bewußtsein des langsam herauswachsenden tragischen Konfliktes, die abnungsvolle Spannung. Aber dieser Konflikt, Loth's Entschluß, Helene wegen alkoholischer Beben nicht zu heirathen, ist auch der schwächste Theil in diesem guten Stücke, und liegt vor allem dem Arbeiter ganz fern. Auch hat der Dichter nicht zu viel und die Aufführung sehr wenig gethan, um für diesen Konflikt im voraus die rechte Stimmung zu machen. Natürlich ist alles dies meine individuelle Meinung, es würde mich aber freuen, wenn obige Kritik und diese polemischen Zeilen für einen Arbeiter, einen rechten Vertreter unseres Publikums Anlaß geben würden, sich über den eigenen Eindruck zu äußern und zu sagen, wie seiner Meinung nach das Hauptmann'sche Stück auf unsere Leute gewirkt hat.

Der Genuß am Stoff ist ja überall das Surrogat für den künstlerischen Genuß. Und es ist ein Selbstbetrug, wenn man sich da etwas vormacht."

Und wenn es wenigstens noch der Stoff gewesen wäre, aber ich fürchte, es ist noch weniger: es ist die Tendenz und lediglich diese, welche die großen Theaterwirkungen hervorrief. Und das ist doch traurig zu denken, daß gerade die paar sozialistischen Tiraden, welche so wie sie dem Alfred Loth in den Mund gelegt sind, zweifellos zu den Schwächen, den Mängeln des Hauptmannschen Dramas gehören, daß gerade diese, die noch dazu in grundverkehrter Weise vom Schauspieler gleichsam „zum Fenster hinaus“ geredet wurden, die eigentlich zündende Wirkung thaten. Daß ferner die drastischen Stellen des Stückes, deren Häufung sicherlich auch als unästhetisch bezeichnet werden muß, in einer Weise wirkten, wie sie der Dichter sich auch kaum unerwünschter denken kann — nämlich erheitend.

Ueber den Morgens besoffen aus der Schenke tammelnden Bauer Krause — amüsierte sich das Publikum, nicht viel anders, als wenn irgend ein urkomischer Bendix den Besoffenen tragirt. Der alte Krause hätte eben nur noch ein Couplet zu singen brauchen.

Da waren freilich die „Stützen der Gesellschaft“ ein weit passenderes Stück! Da war vor Allem, und das ist nicht zu unterschätzen, Spannung, dramatische Spannung im guten, alten Sinne. Die schlug die Hörer in ihren Bann, riß sie mit sich fort und ließ ihnen keine Zeit, ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse an mehr oder weniger raffinierte Einzelheiten zu verzeteln. Das immanente, alle Glieder der Handlung durchdringende und erfüllende Pathos wirkte wenigstens nicht als nackte, unorganisch herausstretende Tendenz, sondern fügte sich unmittelbar in den Genuß des Ganzen, ging unbehindert in das Gefühlsleben der Genießenden über.

Darum komme ich auf das zurück, was ich in einem vorigen Artikel aussprach: Ibsen, der Ibsen bis zur „Wildente“ ist der geborene Dichter für dieses Publikum — aber nicht der „konsequente“ Naturalist, welcher sich an eine ganz kleine, ganz außerordentliche Minorität von Fachgenossen wendet, für diese und mit diesen Zukunftsmusik betreibend. Die Kunst als Selbstzweck — bleibt Kaviar. Otto Erich Hartleben.

Aus der alten guten Zeit.

Besonders wirksam, so schreibt die „Frankf.-Ztg.“ in ihrer Kritik des neuesten von Reinach, dem Herausgeber der *Republique française*, veröffentlichten Studienbuches ist die Schilderung des Absolutismus, den die deutschen Fürsten dem Sonnenkönig nachmachten. Der Verfasser wählt als Beispiel den Hof des bayerischen Churfürsten, der seine Soldaten zu 28 fl. per Mann an das Ausland verkaufte, um die Mittel zur Fortsetzung seines verschwenderischen Treibens zu bekommen. Die Bauern waren der Willkür der Steuerheber preisgegeben, und da sie auf keine Gerechtigkeit hoffen konnten, so ließen sie ihre Felder brach liegen. Das Blut floß in Strömen; in München wurde das Schaffot nicht mehr abgeschlagen. In 18 Jahren wurden in dem einzigen Amt Burghausen 1100 Personen hingerichtet. Die Landstrafen waren mit Galgen garnirt, und ein Reisender rief aus: „Man sieht in Bayern nur noch Gehängte und Jesuiten!“ Die Letzteren hielten Cassini, der im Auftrag der französischen Regierung den Meridian zwischen Paris und Wien messen sollte, als Abgesandten des Teufels hin; sie stellten Kani's Werke an den Pranger und vertrieben die Mitglieder der wissenschaftlichen Akademie aus München. Während das Volk vor Hunger dahinstarb, schwelgte der Churfürst in den scheußlichsten Orgien. Bei einer einzigen Mahlzeit wurden vierhundert Gerichte aufgetragen. Ein Beiter des Churfürsten, der mit seinem Koch unzufrieden war, ließ diesen in sein Kabinett kommen und sich entleiden, dann goß er Branntwein über ihn und zündete ihn an.

Produktion und Technik.

Im preussischen Bergwerksbetriebe kamen im Jahre 1889 bei einer Gesamtzahl von 317 082 beschäftigten Arbeitern 712 Verunglückungen mit tödlichem Ausgange vor. Der Durchschnitt der Anglückfälle mit tödlichem Ausgange betrug:

in dem Jahrzehnt 1841 bis 1850:	1680 per Tausend.
1851	1860: 1910
1861	1866: 2167
1867	1889: 2473

Man sieht, die Quote der Unfälle ist im Steigen begriffen, weil eben die Gefährlichkeit des Betriebs wächst, je intensiver geschäftlich und je tiefer die Schächte werden. Tödliche Explosionen kamen 1887: 18, 1888: 19, 1889 dagegen 26 vor.

Auch jene Gewerbe, die bis jetzt noch keinen eigentlichen großindustriellen Charakter angenommen haben und bei denen zwar eine weitgehende Arbeitsteilung, aber noch keine oder doch nur eine schwache Anwendung von Maschinen vorhanden ist, nähern sich nach und nach mehr der Höhe der ökonomischen Entwicklung. Diese Gewerbe sind noch nicht beim Großbetriebe angelangt und repräsentiren noch die Manufakturperiode der Industrie. So macht neuerlich in den „Vereinigten Staaten“ die Segmaschine der Handarbeit der Typographen Konkurrenz und in der Tabakindustrie ist kürzlich eine Maschine erfunden worden, die zum Füllen und Rollen von Cigarren angewandt werden kann. Der Erfinder dieser Maschine behauptet, daß bei Anwendung derselben 14 000 Arbeiter die Arbeit von 58 000 gelernten Cigarrenmachern verrichten können.

Ein geschickter Arbeiter kann täglich durchschnittlich 500 Cigarren rollen, die Maschine aber fabrikt 2000 derselben (füllen und rollen) in 10 Stunden. Welchen Einfluß die Anwendung dieser mechanischen Kräfte auf die Produktion hat, liegt auf der Hand. Laufende von Arbeitern werden überflüssig, werden brotlos, und das wird so lange dauern, bis die Arbeiter sich ermannen und sich selbst auf irgend eine Weise zu Herren der Maschine machen.

Gewerkschaftliches.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher. General-Versammlung am Montag, den 17. November bei Feuerstein. Alte Jakobstraße 75. Tages-Ordnung: 1. Abrechnung. 2. Vortrag 23. Verschiedenes.

Allgemeine, sowie Zentralkranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. V. Nr. 89, Hamburg). 3. Jährliche Bes. litz 3. Versammlung am Montag, den 17. November, Abends 8^{1/2} Uhr, im Lokale Rantenschiffstr. 90. Tages-Ordnung: 1. Kassensbericht. 2. Vortrag des Herrn Dr. Strauß. 3. Stellungnahme zur Krankenkassengesetz-Novelle. 4. Bericht vom letzten Vergnügen. 5. Verschiedenes. Wegen der hochwichtigen Tages-Ordnung ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes, in dieser Versammlung pünktlich zu erscheinen.

Kranken- und Begräbniskasse der Berliner Gürtler und Bronceure (E. V. Nr. 60). Außerordentliche General-Versammlung am Sonntag, den 9. November, Vorm. 10^{1/2} Uhr, in den Zentral-Festhallen, Oranienstraße 181. Tages-Ordnung: 1. Rechnungslegung. 2. Verschiedenes. Mitgliedsbuch legitimirt.

In die Drechsler Deutschlands und Oesterreichs! Kollegen! Arbeiter! Nachdem schon seit langer Zeit Versuche zur Besserung unserer Lage fruchtlos geblieben waren, sehen wir uns nun durch eine unverschämte Forderung der Unternehmer, die es nicht nur für lange Zeit unmöglich machen würde, eine Besserstellung zu erringen, sondern die uns sogar unter das Niveau unserer jetzigen Lebenshaltung herabzudrücken sucht, gezwungen, den Streik als letzte Waffe gegen die Profitwuth unserer Lohnherren anzuwenden.

Zur Beurtheilung der Richtigkeit unseres Vorgehens legen wir Euch die Sachlage dar:

Wir hatten bis jetzt bei einem neunständigen Arbeitstag einen Durchschnittslohn von 15,92 Mark in der Woche. Die Unternehmer sind nun mit einem Lohnabzug von 20 pCt. an uns herangetreten. Der Durchschnittslohn würde also auf 12,74 Mark fallen.

Arbeiter, Kollegen, Ihr werdet uns nach Kenntniß dieser Sachlage nicht den Vorwurf eines „trivolen“ Streiks machen können. Ihr werdet uns nicht vorwerfen können, daß wir Eure Hilfe ohne die dringendste Nothwendigkeit in Anspruch nehmen.

Unterstützt uns und vor Allem haltet den Zuzug neuer Arbeiter fern!

Im Vertrauen auf Euer Solidaritätsgefühl

Die Knopfdrechsler Braunschweigs.
Sendungen sind zu richten an Ernst Hedder, Braunschweig, Königstraße 2, Anfragen an Hermann Reibetanz, Braunschweig, Scharnstraße 12.

Alle Arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

Achtung Metallarbeiter!

Donnerstag, den 15. November, in der Brauerei Friedrichshain (früher Pils):

1. großes Stiftungsfest

des Allgem. Metallarbeiter-Vereins Berlins und Umgegend, unter Mitwirkung mehrerer Gesangvereine.

Die Ballmusik wird von der 20 Mann starken Kapelle des Musik-Direktors Herrn Schonert ausgeführt.

Prolog. Festsrede, gehalten vom Vertrauensmann der Metallarbeiter Deutschlands Herrn Martin Segitz aus Fürth in Bayern.

Am 12 Uhr: Große humoristische Polonaise, verbunden mit Bombenregen. Eröffnung 7^{1/2} Uhr. Anfang 8 Uhr.

Entree für Herren 50 Pf., Damen 30 Pf.

Hierzu sind sämtliche Metallarbeiter, welche als Delegirte zur Gewerkschafts-Konferenz geschickt werden, eingeladen.

Zur gefälligen Beachtung: Der Saal ist gut gehöhnt!

Das Vergnügungs-Komitee.

J. A.: P. Hetz, Diefenbachstr. 37, Seitensügel 2 Tr.

Achtung! Metallarbeiter!

Den Mitgliedern des Allgemeinen Metallarbeiter-Vereins Berlins und Umgegend zur Nachricht, daß vom Montag, den 17. November ab die Bibliothek von Schmidt, Ritterstraße 112 nach Adalberthstraße 16 pt. bei Wersbake verlegt wird.

Die Bibliothek-Kommission.

J. A.: H. Wegner, Oranien-Strasse 23a.

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Raunynstr. 78, im Restaurant Winkler. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9^{1/2} Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11^{1/2} Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Parteigenossen! Unterzeichneter hat sich an den letzten Wahlen agitatorisch stark betheiligert und ist in Folge dessen seitens der Gegner gemahngelt worden, so daß er derartig in Noth gerieth, daß er kaum mehr das liebe Brod hatte. Um nicht das Feld räumen zu müssen, habe ich den Verkauf von **Prämienloose** übernommen und bitte die Parteigenossen allerorts bei Bedarf solche Loose von mir entnehmen zu wollen.

Fr. Schmidt, Sagar a. Rügen.

Prospecte versende gegen 10 Pf.-Marke.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Mantenschiffstraße).

Gnirlanden 15 Pfg. pro Meter. Doppelbügeltige Vorbeertränge von 50 Pf. an. Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 7:

Preussische Volksschulzustände.

Ein Wort an das Volk und seine Lehrer.

Von Hans Müller-Büch.

48 Seiten. Preis 20 Pfg.

Die Schrift bietet auf Grund reichhaltiger geschichtlicher und statistischer Mittheilungen eine vernichtende Schilderung der **Verwahrlosung des Volksunterrichts** und der **Behandlung der Volksschullehrer in Preußen.**

Die Schrift eignet sich besonders für **Vereine zur Massenverbreitung.** Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind **niedriger** gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“

Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Empfehle den Genossen mein neu eröffnetes **Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.** Frühstüd-, Mittag- u. Abendstüd.

Emil Berndt, Elisabeth-Ufer 51.

Allen Männern der Arbeit

empfehle eine gute Weisheit sowie einen kräftigen Frühstüd.

W. Haugk, Boedischtr. 12.

Soeben erschien im Verlage von Ernst Kunze, Berlin N., Rheinsbergerstraße 20:

Ursprung und Lage der ländlichen Arbeiter.

Von Julius Türk.

Broschirt. 58 Seiten. Preis 30 Pfg.

Wiederverkäufer und Vereine erhalten Rabatt.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Brillenreiniger!

Einfach, praktisch und elegant, versendet franco gegen Einsendung von M. 1.—, 1.50 oder 2.— in Briefmarken

Alois J. Zürcher.

St. Gallen (Schweiz).

Am 1. Oktober begann der 4. Jahrgang der

Wiener Mode

Jährlich: 24 Hefte, 48 kolorirte Modebilder,

12 Schnittmusterbogen.

fl. 1,50 Schnitte nach Maß gratis.

Vierteljährig M. 2,50

Probenummern in allen Buchhandlungen.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Filiale des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuscher Damm 14, früher Ritterstr. 16.

Vor Sonnenaufgang.

O jene Tage sind so fern,
Da einigt Genuß des Menschen Loß.
Die Zeit ist hell vom Morgenstern,
Doch sonnenlos.

In dieser Nacht im Sternenschein
Schläft rings das Volk auf leucht'ger Streu,
Stets von der Träume bunten Reih'n
Genarrt auf's neu.

Kein Fagen tritt an sie heran,
Was ihnen träumt, scheint ihnen wahr:
Bergeffen dieser Schatten Bann,
Fern die Gefahr.

Doch die vom Fels im Sternenschein
Gen Osten wenden ihr Gesicht,
Sie fühlen dieses Dunkels Qual,
Sie träumen nicht.

Die großen Augen, hoffnungslühn,
Erfleht die Stunde, da es tagt —
Die großen Augen bangend glüh'n
Durch tiefe Nacht.

Und ihre Schwerter, blank und klar,
Funkeln im Sternenschein —
Sie kennen dieser Nacht Gefahr,
Sie träumen nicht!

Erwacht vom Traume bin auch ich
Und schäme mich der langen Ruh:
Es manches schöne Bild entwich —
Noch leuchtest du:

Du Hoffnung einer lichten Welt,
Du Sternbild, das im Osten stammst
Und jedes Menschen Herz erhellst,
Das gottentstammst!

Otto Erich.

Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen überfetzt von G. Wetter.)

Es war acht Tage später. Die Uhr schlug einen heiseren Schlag hinter der blaugemalten Wand.

Der Frühjahrmantel war fertig. Aber es war ein kurzes Sommerjacket daraus geworden. Ganz, ganz kleine schwarze Carreaux auf dem hellgrauen Grunde — eine kleine Brusttasche auf der linken Seite und ein kleiner dunkelgrüner Seidenlappen darauf, gleich einem Taschentuch.

Er war bereits seit mehreren Tagen fertig und sie war mit ihm jeden Tag auf Karl-Johann zur Musik spazieren gegangen und hatte ihm begegnet, der seine buntgestreiften Hosen an hatte und sehr elegant war, und er hatte sie tief gegrüßt, selbst eines Tages, als er mit dem hübschen Fräulein Möller zusammenging, aber da hatte er sie nicht so tief wie sonst gegrüßt.

Albertine hatte drei Briefe von ihm bekommen — an Fräulein Albertine Kristiansen, Nordstadtgasse Nr. 7 — und sie konnte sie auswendig; das erste Mal hatte er geschrieben „liebes Fräulein Albertine“ und sie gebeten ihn des Abends unten an der Festung zu treffen, und da hatte er sie wieder gelüßt — zwei Mal — ein Mal auf der Festung und ein Mal unten im Börsegarten, als er sie nach Hause begleitete, und am Tage darauf hatte er geschrieben „liebe Albertine, willst Du mich treffen?“ und da hatte er sie wohl fünf Mal gelüßt — und hübsch und vernünftig mit ihr gesprochen und sie gebeten vorsichtig zu sein — recht vorsichtig.

Er ermahnte sie beständig. Es schien ihr, daß er der lebenswürdigste Herr in der ganzen Stadt sein mußte, wie er der hübscheste und feinste war. Aber ein Umstand war da, über den sie sich wunderte und was ihr nicht richtig vorkam. Wenn er sonst so furchtbar fein war und so einen Geschmack hatte, warum hatte er gestrichelte Stiefeln an mit schiefen Absätzen? Sie hatte es gesehen, wenn er die Beine über Kreuz schlug, wenn sie drunten am Festungswall auf der Bank saßen. Sie hatte immer geglaubt, daß es das ordinärste von Allem wäre, keine hübschen Schuhe anzuhaben — denn das war gleich als wenn man glaubte, es wäre für die Leute schwieriger zu sehen, und sie hatte sehr viel darüber nachgedacht, denn sie dachte fortwährend an den 17. Mai und an jedes Wort, das er gesagt hatte. „Sie“ und „Ihnen“ hatte sie noch ein paar Mal verwechselt — aber sie hatte es bemerkt — übrigens nicht zu ihm, natürlicherweise — sondern zu Olsa, als sie beim Geburtstagskaffee drinnen gewesen war. Nein, wenn sie mit ihm zusammen war, konnte ihr das nicht passieren; es war gleich, als wenn sie auch seiner wurde, nur davon, daß sie mit ihm zusammen war und sie lernte immer etwas Neues.

Eines Abends waren sie im Viktoriatheater gewesen und da hatte er zu ihr gesagt, daß sie nicht mit dem Messer essen müßte, sondern mit der Gabel — ja natürlich! und sie konnte auch nicht verstehen, daß sie früher so was hatte thun können — denn nun begriff sie, daß es sehr einfach war und es kam ihr sehr häßlich vor, wenn sie Mittags die Alte das Messer nehmen sah und damit bis zum Schafst in den Mund hineinfahren, und

Oline that es auch — sie war eines Tages in der Nordstadtgasse — das war übrigens sonderbar, da sie doch ihrer Zeit so viel mit seinen Herren zusammen gewesen war. Ja, sie wollte gern eine Menge solcher Dinge lernen, und jedes Mal lernte sie etwas Neues, und er sagte, sie wäre sehr gelehrt und könnte in einiger Zeit ebenso gut werden wie irgend eine feine Dame der Stadt — denn es gäbe sehr viele, die nicht so fein wären, wie sie aussehene.

Aber heute wollte sie ihm sagen, daß sie es recht sonderbar fände, daß er mit gestrichelten Sohlen und schiefen Absätzen ginge, denn das wäre nun gerade auch nicht fein, und wenn er sonst in Allem so fein war — das letzte Mal war sie schon im Begriff gewesen, ihn zu fragen, ob es vielleicht modern wäre, aber sie hatte es nicht gewagt: aber nun kannte sie ihn ja besser.

Die Uhr schlug hinter der Wand.
Eins, zwei, drei, vier, fünf — Na! — noch zwei und eine halbe Stunde.

Sie dachte übrigens jetzt in letzter Zeit viel weniger an seine Stiefeln als im Anfang — es war gleichsam, als wenn das nun nichts mehr machte; — es war, als wenn es weit weniger ordinär war, nur weil er es that. Heute Abend wollte sie ihm auch sagen, daß sie ihn belogen hatte und daß sie wirklich die Schwester der Oline Kristiansen war — denn sie wollte ihn nicht belügen, jedenfalls nicht so sehr — sie wollte ihn gar nicht belügen; nach und nach wollte sie ihm Alles erzählen — Alles — vielleicht kam es noch einmal dahin, daß sie ihn genau genug kannte, um ihn über das mit Oline befragen zu können und wie es sich mit alle dem da verhielt — denn er war so klug und kannte alles in der Welt und sie genierte sich weniger vor ihm, als selbst vor Joffa. — Mit Joffa wollte sie niemals mehr zusammen sein, wenn es ihr auch unangenehm war, denn sie hatte die Joffa gern. Joffa war nur leichtsinnig — die Arme — aber sie hatte ihr geradezu gesagt, warum sie mit ihr nicht mehr zusammen sein konnte, und Joffa hatte begriffen, daß das richtig war, und nur gebeten, zu ihr nach Hause kommen zu dürfen, wenn Albertine nicht mit ihr auf der Straße gehen wollte.

Uebrigens dachte sie jetzt auch nicht mehr so viel an alles das mit Oline, wie sie es früher gethan hatte. — Sie dachte nur an das, was er gesagt hatte und wie er ausah und was er sie gelehrt hatte, und übte sich darin, während sie saß und nähte.

Er wollte, daß sie schneidern lernen sollte, hatte er gesagt, und wollte sehen, ob er nicht eine Gelegenheit für sie dazu ermitteln könnte — oder etwas Anderes, wobei sie viel Geld verdienen könnte, so daß sie unabhängig würde. Er war so merkwürdig gut, denn je mehr sie verstand, desto besser konnte sie allen Gefahren Widerstand leisten und desto leichter war es für sie, sich gut zu vertheidigen. Sie hatte niemals geglaubt, daß es keine Heeren gab, die so freundlich und anständig waren.

Nein, nun mußte sie recht mit aller Kraft nähen, daß sie mit diesem Lumpenkleide fertig würde und nicht zu spät käme. — Uebrigens war das nicht das Schwierigste, sondern sie mußte sich immer große Mühe geben nicht zu früh zu kommen, denn das war, wie sie wußte nicht sein; es war immer der Herr, der der Erste am Fleck sein mußte.

Ja — er war ein guter Freund und sie wünschte, daß es ihm recht gut in der Welt gehen möchte. Aber Fräulein Möller konnte sie gar nicht leiden — ja sie war ja fein und reich genug — nicht deshalb — aber sie glaubte nicht, daß dieselbe gut genug für ihn war. Und so furchtbar hübsch war sie doch gerade auch nicht — nur weil die Schwester so häßlich war, nannte man sie das hübsche Fräulein Möller, und dann kam es ihr vor, daß sie auch keinen guten Geschmack hatte — ja, so kam es ihr vor, sie mußte schon entschuldigen, aber sie konnte es durchaus nicht in ihren Kopf bekommen, daß der große Hut hinten im Nacken hübsch war — sie sah ziemlich dammlig damit aus, und sie war auch nicht gut genug für ihn — er, der der feinste und hübscheste Herr in der Stadt war.

Und so gut dazu — dachte er doch so viel daran, daß sie eine gute Partie machen müßte! O wäre sie doch eine feine und reiche Dame von besserer Herkunft als Fräulein Möller gewesen — vielleicht hätte er sich dann in sie verliebt und mit ihr verheirathet — dann würde sie in der Brautnacht wohl nicht davonlaufen — nein, vor ihm hatte sie keine Furcht.

Die Uhr schlug einen Schlag. Nun war es halbsechs.
„Gott — wie langsam die Zeit vergeht, wenn man wartet!“

Sie war doch wieder etwas zu zeitig fortgegangen, wie sie an der Uhr der Erlöserkirche sah — sie konnte zur Brücke herabgehen und ein wenig die Dampfschiffe befehen. Endlich kamen die Zeiger auf der Zoluhur gegen 7 — wenn sie nun langsam ging, so kam sie fünf Minuten zu spät und das war gerade richtig. Wenn er nur schon gekommen wäre. Sie schritt über den Graf Wedel-Platz und ging am Arsenal vorbei unter den alten

Bäumen, welche dort standen mit ihren schrägen Stämmen, mit frischem grünen Laub. Heute wollte sie Du zu ihm sagen — wenigstens versuchen, ob sie es könnte. Sie hatte Herz klopfen. — Sie sah seine buntgestreiften Hosen und den Zylinderhut zwischen den Baumstämmen.

Sie setzten sich auf die Bank.
Rothke Ankerbojen wogten langsam auf und nieder in den kleinen Wellen hinter einem Dampfschiffe, das nach dem Ormsunde fuhr. — Ein Spazierboot mit schlaffem Segel wurde mit schwerem, platschenden Ruder an's Gestade getrieben.

Er sah nach seiner Uhr. — „Du Albertine — heute kann ich nicht lange hier bleiben, aber ich habe etwas sehr ernsthaftes mit Dir zu sprechen. Ach — da kommt jemand.“

Es näherten sich in der Allee feste, kleine Schritte. Sie saßen still. Albertine sah auf in demselben Augenblick, daß er vorbeiging — sie erschrak — das war der Polizei-Inspektor. Er grüßte Helgefen. Er ging ihr also nach — vielleicht durfte sie hier nicht sitzen, aber nein — sie that schnell, als wenn nichts wäre; Helgefen konnte vielleicht glauben, daß sie etwas mit der Polizei zu thun gehabt hatte.

„Wer war das?“ fragte sie.
„Der Polizei-Inspektor Winter.“

„Ach so!“
„Ich muß mit Dir von etwas sehr Ernstem reden“ — er sah nach seiner Uhr — „und ich habe wenig Zeit.“

Ich will dir etwas sagen, Albertine, ich habe lange daran gedacht, aber ich bin nicht dazu gekommen, es zu sagen, aber nun sollst Du hören, denn nun geht es nicht mehr länger. Es geht nicht mehr, daß ich Dich treffe; — es ist nicht gut — ich wollte sagen — ich glaube, daß wir abbrechen müssen — denn später wäre es noch schwieriger — während es jetzt noch allenfalls arrangirt werden kann. Die Sache ist nämlich — ich merke, daß ich nicht mehr so ganz meiner selbst Herr bin, wie ich glaubte, daß es Dir gegenüber der Fall wäre — und mir kommt so vor, ich merke, daß auch Du Dich mir gegenüber nicht mehr kalt verhältst — und dann, siehst du — reden auch die Leute darüber — ja die Leute haben angefangen zu reden und ich bekomme allerlei zu hören — und Du hast auch keinen Nutzen von dem, was von Dir gesagt wird. — Glaubst Du da nicht selbst, daß es richtig ist, was ich sage?“

Sie sah auf eine ganz rothe Ankerboje herab mit vielen schweren Tauen und Ketten darin — mitten auf dem Wasser.

„Glaubst Du es nicht“, fragte er und zog sie an sich — „daß es am besten ist —?“

„Ja — vielleicht“, antwortete sie leise.

„Aber wir — wollen auch ferner gute Freunde sein — nicht wahr — ich wußte wohl, daß Du ein vernünftiges Mädchen bist, die eine solche Sache vernünftig nehmen würdest. — Nein, nein — es ist am Besten, daß wir ein Ende machen, so lange das Spiel noch gut steht — und ich will nicht so einer sein, der hingehet und Dich verführt — ein ehrenhafter Mann hört nämlich bei Zeiten auf, und Du begreift wohl, daß wenn wir so weiter fortfahren würden, so könnte es dann ebenso gut damit enden, daß wir ganz verliebt in einander würden, und das würde ja nämlich ein Unglück sein, siehst Du, sowohl für Dich, als für mich, und das würde ja auch sehr schlecht von mir sein, der doch gerade auf Dich aufpassen sollte, denn das wollte ich doch und nichts Anderes. Meinst Du nicht — bist Du nicht mit mir darin einig, Tina?“

Ja, — sie verstand sich ja nicht so gut auf so etwas, aber sie glaubte, daß es richtig wäre, weil er es sagte. Er war sehr gut und furchtbar anständig und wollte ihr Bestes und das würde sie immer sagen, wenn jemand Böses von ihm erzählte.

Eine nach der andern kamen die Thränen langsam hervor — eine nach der andern tropften sie auf ihre große unbeschuhete Hand hernieder.

Sie wandte den Kopf halb fort.
„Nein, weinst Du etwa, Albertine?“ Er lachte und klopfte ihr auf die Wange. „Sei nun vernünftig“ — ein Schritt ertönte, er zog den Arm von ihrer Taille weg.

Aber dann entfernten sie sich wieder und er zog sie wieder dicht zu sich heran.

„So sage ich denn zum letzten Male zu Dir „Du“, heute Abend, Albertine, aber denke an Alles, was ich Dir gesagt habe, und wenn Du jemals irgend eine Hilfe oder einen Rath brauchen solltest, dann mußt Du also zu mir kommen. Willst Du mir das versprechen — Albertine —?“

Ja sie versprach es — sie fühlte wieder eine Thräne auf ihrer Hand und trodnete sie mit dem Ärmel ab.

„Nein aber Du weinst ja, Albertine — Du, die so vernünftig ist?“

„O ja, es ist die reine Kinderei von mir“, antwortete sie und nahm ihr Taschentuch vor.
Er schlug die Beine übereinander.

*) Als Buch erschienen bei Grimm in Budapest.

Er hatte neue spitze Stiefel an — ach wie fein und spiz.

„Eins möchte ich gern wissen, Helgeisen, ist es, weil — Sie — nein das Du konnte sie nicht herausbringen — sich mit dem hübschen Fräulein Möller verloben sollen, daß wir —“

Er sah sie an und lächelte ein wenig.
„Wie kommst Du darauf? — Ja — wer weiß — es ist nicht unmöglich — aber davon mußt Du zu niemand reden.“

Nein, das würde sie nicht.
„Ja, nun ist es wohl das Beste, wir gehen —“ er sah nach seiner Uhr. — „Ich muß heute Abend irgend wohin. — Und ich sollte Dich ja heim begleiten —“

„Nein, das ist durchaus nicht nöthig“, sagte sie — „es ist so hell und ich möchte gern noch ein wenig sitzen, denn wenn Sie Eile haben —“

„Ja, ja — Adieu denn Albertine — so treffen wir uns also nicht mehr — willst Du mir einen Kuss geben?“

„Ja!“
Sie merkte wieder den Duft des Eau de Lubin um sich.

So hatte er sie niemals geküßt — und sie klammerte sich an ihn an und küßte ihn viele Male mit langen Küssen wieder.

„Ja, Adieu denn, Albertine.“ Er sah nach seiner Uhr. „Adieu“ konnte sie kaum herausbringen — sie septe sich wieder hin — so hatte er sie niemals geküßt.

Sie sah die geraden eleganten Beine mit den braunen und weißen Streifen herunter, welche der Form folgten, die Allee entlang gehen, wieder hervorkommen und verschwinden und dann den geraden schlanken Rücken und den Zylinderhut.

Nein, nie vorher hatte er sie so geküßt. Sie war ja rein schwindlich geworden — und mit eins kamen die Thränen wieder hervor, nicht eine nach der andern, sondern viele auf einmal, und der ganze Hofen tanzte vor ihren Augen, und die Lichter der Laternen flogen in langen, langen flimmernden Strahlen hinaus — dann könnte es auch damit enden, daß wir ganz verliebt in einander würden, hatte er gesagt — ja, das war gewiß wahr — er war so gut und vernünftig.

Ob es des Fräulein Möller wegen war, daß er sich die neuen Stiefel gekauft hatte? — Sie kam doch niemals dazu, zu ihm „Du“ zu sagen. — Plötzlich kamen die Thränen wieder und sie schluchzte tief auf und flüsterte: Gott helfe mir, Gott helfe mir!“

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragi („Deutsche Worte“).

(11. Fortsetzung.)

Bezieht sich das natürliche Mißfallen auf Personen, dann wagt man dasselbe der betreffenden Person nicht ins Gesicht zu sagen; die dauerliche Willensschwäche und Reserviertheit verhindert es. Wenn ein ärmerer Bauer zur Sommerszeit auf einen oder zwei oder mehrere Tage Leute dingt, mit denen er sonst mehr kollegial, als Gleicher, verkehrt, so getraut er sich nicht, sie zu mahnen und ihnen sein Mißfallen auszudrücken, sobald dieselben ihre Pflicht nicht recht erfüllen. Solche Arbeitsleute, Drescher, Schnitter, halten manches Bäuerlein mitunter recht zum Besten — letzteres mag sich dann bei seiner Ehehälfte bitterlich beklagen, mit ihr eifern und wettern gegen die gewissenlosen Arbeitsleute — sagen wird er diesen kaum etwas davon. Noch weniger wagt es natürlich der Knecht, dem Herrn seinen Aerger und sein Unbehagen trocken zu erklären; wenn ihn der Bauer auch ungerecht gescholten hat, er schweigt und schlägt dabei die armen Ochsen, die nichts dafür können. Und wenn der Bauer schon lange davon ist, so predigt der Knecht seinen Groll noch immer den Ochsen vor. „Gar keine Frischn haben diese faulen Luderer heut, erschlagen möcht' ich sie.“ — dabei denkt er an seinen Herrn, aber zu sagen wagt er ihm kein böses Wort. Die Uebertragung des Mißfallens und des Tadelns von der Person, die man nicht zu tadeln sich getraut, auf andere Gegenstände, wie hier vom Bauer auf die Ochsen, ist ein gar nicht seltener Vorgang. „Ihr Rabenviecher wollt nur immer fressen und nichts arbeiten“ sagt die Bäuerin wohl zu den bettelnden Hennen im Hof, wenn sie sich ärgert über ihre Schwiegermutter, welche heute nicht mit auf's Feld gehen will. Nur in zwei Fällen sagt man der mißfälligen Person sein Unbehagen direkt in's Gesicht: Wenn man dieser Person so nah steht, daß man ihr gegenüber die Manier gar nicht beobachten kann; und zweitens, wenn die Manier selber ein solches Auftreten zuläßt und gebietet.

Ersteres ist bei Eheleuten untereinander der Fall. Sie, die von einander schon so viele absolut manierwidrige Eindrücke empfangen haben und Geheimnisse theilen, denen die natürlichste Natürlichkeit zu Grunde liegt, werden, wenn sie sich gegenüber treten, wohl am ehesten der Manier sich ent schlagen. Freilich sind einzelne Individuen von letzterer so sehr beherrscht, daß sie dieselbe vielleicht sogar — in's Ehebett mitnehmen. Von verheiratheten Betschwestern ist dies mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Aber im Allgemeinen getrauen sich die Eheleute ihr gegenseitiges gelegentliches Mißfallen, frei von jeder Manierhaftigkeit, mit der ganzen Energie und Derbheit ins's Gesicht zu sagen, deren eine verwahrloste Natur fähig ist. Ich möchte das nicht alles

einreden, was mancher Bauer von seinem „Gegentheil“ öfter zu hören bekommt. Auch sind diese Weiber durch Androhung von Gewalt schwer einzuschüchtern, weil sie bei ihrer schweren Arbeit, die sie neben dem Mann zu verrichten haben, physisch fast ebenso grobknochig sind, wie dieser. — Uebrigens müßte man eine Schlägerei beichten und hütet sich davor.

Es giebt aber Fälle, in denen die Manier das gerade Aeußern des Mißfallens einer Person gegenüber gebietet. Es mag dem Hausherrn, dem Vater, das erste Mal aus Willensschwäche vielleicht schwer ankommen, zu rügen und zu strafen. Aber „das muß sein“ steht es geschrieben im Manier-Katechismus. — und bald hat er sich hineingewöhnt und fortan kommt ihm das Tadeln und „Greinen“ seinen Untergebenen gegenüber leichter an, als das Loben. Schon oben wurde gesagt, wie ungern der heutige Bauer einen Knecht lobt. — daß er selbst an dem verwendbarsten Knecht die Mängel zuerst sieht und rügt. Was Abraham a Sta. Clara in seinem „Judas der Erzschelm“ I. Theil, 1687, S. 117—122, predigt von der birkenen „Wünschelrute“, wird von unsern Bauern heute im größten Maßstabe befolgt, obwohl Abraham's Voraussetzung nicht mehr richtig ist: „Ihr Eltern, Ihr thut zu viel lieben Eure Kinder.“ Eines von beiden: entweder werden die Kinder sich selbst überlassen, oder derb angefahren und gezüchtigt; das „Greinen“, Rügen, Schlagen ist dem Bauer gleichbedeutend mit Erziehung. Selbstverständlich kommt da jedes Mißfallen an den Kindern diesen gegenüber zum ungeäußerten Ausdruck. — Auch der Bettler wird so halb und halb zu den Untergebenen gerechnet und muß mitunter von der Hausfrau seine Strafpredigt anhören: „Des mögts nurgleich nichts arbeiten“, „stiehlt's unserm Herrgott den Tag ab“ u. s. w.

Es wäre noch ein dritter Fall zu erwähnen, in welchem der Bauer sein Mißfallen an einer Person dieser in's Gesicht sagt; doch ist dieser Fall ein abnormer und reiht sich daher den beiden aufgezählten nicht ebenbürtig an. Im Zorne nämlich sezt sich auch der Bauer über alle Rücksichten der Manier hinweg und kann weiß er sämtliche seit Jahren vorgelommenen Verschuldungen gegen sein wirkliches oder vermeintliches Recht, alle Kränkungen seiner heimlichen Selbstsucht mit bewunderungswürdiger Vollständigkeit dem Widerpart in den grellsten Farben vorzurücken. Doch bricht der heimliche Groll, so vielfach er auch in den Bauerngemüthern lebt und genährt wird, nur selten in offenen Zorn aus, und ein öffentlicher Streit zwischen Bauern und Bauerfamilien gehört schon zu den wichtigsten Epochen der Dorfchronik.

Wie verhält sich's nun mit dem Ausdruck natürlichen Mißfallens an abwesenden Personen? — Die Manier kennt zwar das Verbot: „Man soll niemand 'was nachsagen.“ Dieser Satz wird denn auch gewissenhaft immer vorausgeschickt, bevor man einen Abwesenden tadelt und bemängelt, dann folgt als Uebergang irgendetwas „Aber“, — und nun ist man auch schon bei der Sache. „Es soll doch nicht sein, daß man so die Raine schindet, wie der Stiz oder der Teiz.“ Mit den christlichen Dorfgemeinden hat man noch die meiste Rücksicht; schlechter ergeht es dem Müller draußen in der Einsicht, dem Bezirkshauptmann, dem Jäger; am ärgsten drückt man sich aus über die Kaufleute, Juden und Advokaten. Hingegen ist speziell in meiner Heimath (um Neunkirchen) der Geistliche über jeden Tadel erhaben.

Wir haben bisher nicht von den Anlässen des Mißfallens gesprochen und somit stillschweigend vorausgesetzt, daß dieselben bei den Bauern dieselben seien, wie bei normalen Menschen. Bevor wir aber das Kapitel von dem Ausdruck des natürlichen Mißfallens schließen, müssen wir noch in Erinnerung bringen, daß wir es bei den Bauern mit einer entarteten Natur und auch mit abnormen Anlässen des Wohlgefallens und Mißfallens zu thun haben. Dies müssen wir vorausschicken, um gewisse Aeußerungen zu verstehen, die aus der gekränkten Bauernbrust kommen.

Ein Grundzug der entarteten Bauernnatur ist der Neid auf größere Erfolge Gleichgestellter. Dort, wo das Gefühl über das Bewußtsein gleicher Kraft, also der Fähigkeit dasselbe oder ähnliches zu leisten, vorhanden ist, stellt sich von selbst und unvermeidlich der Neid ein, sobald diese Kraft und das aus ihr hervorgehende Streben durch irgend welche Motive zurückgehalten wird. Solche Motive sind in der Regel Maniergebote, z. B. „dies und jenes, was der Bauernsohn N. durchgejeht hat, ist für Bauersleute eigentlich zu hoch und zu nobel, schickt sich nicht für sie“. Oft ist es auch ein innerliches Motiv, z. B. Mangel an Entschluß, Trägheit, Willensschwäche.

Was der Mensch leisten kann, das soll er auch. — Ja, es ist ein moralisches Bedürfnis für ihn, hinter seinen Fähigkeiten nicht zurückzubleiben. Ohne Befriedigung dieses Bedürfnisses ist der Mensch in seiner geistlichen Entwicklung gehindert. Der Neid meldet sich darum in der Bauernwelt mit der Festigkeit eines verweirgerten natürlichen Bedürfnisses. Er hat daher ein ungemein kräftiges Streben, sich nach außen in Worten und Stichehreden zu bethätigen; er hilft sogar dem schwachen Bauernwillen, die Schranken der Reserviertheit zu durchbrechen und sucht seine böswilligen Aeußerungen, die Ausdrücke thörichten und krankhaften Mißfallens, der beneideten Person direkt ins Gesicht zu schleudern, um auf diese Art desto sicherer zu sein, daß diese Person durch den dadurch verursachten Aerger und Gram in ihrer Genugthuung über die errungenen Erfolge gestört und beeinträchtigt wird. Umsonst verbieten die

Religion und auch die Manier den Neid. Denn da der Neid in der von der Bauern-Religion noch nicht aufgefangten heimlichen Selbstsucht wurzelt, so erreicht jenes Manierverbot nur soviel, daß sich der Neid auf Umwegen äußert, indem er sich auf Gründe der Manierfittlichkeit stützt, die oft bei den Bauern herbeigezogen werden.

Ich bringe hierzu nur Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung.

Vier Jahre trug ich als Noviz und Kleriker des Schottensüßtes in Wien den Ordenshabit des hl. Benedikt. Es ist kein Zweifel, daß sich in den verwahrlosten und verdorbenen Herzen gar vieler Landsleute damals schon der Neid regte. Aber die Regungen ihrer Natur mußten sie damals niederhalten aus Respekt für meinen heiligen Stand. Der Geistliche steht ihnen im Centrum des Manier-Systems, und wie bei der Attade gegen den Feind der Mittmeister von seinen sämtlichen Dragonern geschützt und gedeckt wird, — so wird der Geistliche, sobald sich die Natur gegen ihn auflehnen will, sofort durch eine große Zahl von Manierdogmen entschuldigt, verteidigt und geschützt. Gegen den Geistlichen kommt eine Einwendung nie zur durchschlagenden Wirkung. — selbst die Betschwestern, die auch den Geistlichen kritisieren, halten ein ungünstiges Urtheil wenigstens vor der profanen Welt geheim.

Da sich also der Neid nicht in feindseligen Reden Luft machen durfte, so rückte er in Gestalt sympathischer Theilnahme heran, — zwar nicht an mich, wohl aber an meine Eltern, welche den Worten ihrer Standesgenossen zugänglich sein mußten, als ich. „Die Fuchsin in S“ hat an... einen Sohn studiren lassen.“ sagte z. B. eine hinkende alte Bäuerin zu meiner Mutter, „und was das gelostet hat! Das halbe Haus ist draufgegangen, — und wie er bald schon seine Schmeiß' hätt' lesen sollen, da hat's ihn gerent wegen einem Weibsbild, und er hat umg'schmissen. Ja, das Leidwesen jetzt bei seinen Leuten zu Haus! Seine Mutter hat sich die Haare ausgerauft, und gerußt und gerußt, unser Herrgott möcht sie erlösen. Und ist auch vor der Zeit draufgegangen. — Wann's nur dem Euren nicht auch so geht; die Weibsbilder sind so viel zum fürchten!“ Die Betschwestern allerdings sehen höher wie die andern Leute; sie fanden wunderbar schnell heraus, daß ich einem etwas liberaleren Orden angehörte; und da sie selbst meist „Tertiärer“ irgend eines Ordens sind und der Frömmigkeit obliegen, so anerkennen sie zwar formell jeden Geistlichen, sympathisieren aber nur mit dem „strengen“ und „außerbanlichen“. „Die Schottengeistlichen sind ja nicht brav, wie man hört,“ wimmerte einmal eine Betschwester meiner Mutter vor: „warum ist er denn nicht zu unsere da 'gangen (Minoriten), — die braucheten so nothwendig ein'n Nachwuchst!“ Die hat also sogar etwas Tadelnswürthes herausgefunden und an Mann gebracht.

Als ich dem Kloster den Rücken kehrte, da war der seit vier Jahren angehäuften heimliche Neid mit einem Male entseffelt. Es ist unbeschreiblich, was meine armen 60jährigen Eltern — selbst dem bäuerischen Ideentreife hulbigend — nun zu leiden hatten. Vergebens wehrten sie sich gegen die von allen Seiten über mich gefällten Aburtheile, indem sie darauf hinwiesen, daß ich ja sonst ein sittlicher Mensch sei, daß ich jetzt in Wien weiter studire u. s. w. „Wo ist denn einmal 'was geworden aus einem, der aus dem Kloster heraus 'gangen ist?“ hat es geheißt; und dagegen war allerdings nichts einzuwenden, weil es keinen Präzedenzfall gab, einen ausgenommen, wo ein Kleriker Standal halber austreten mußte. Mit diesem wurde ich gleich zensurirt.

Jeder meiner weiteren Erfolge war den Bauersleuten ein Dorn im Auge und wurde mit hämischen Glossen begleitet, die sie an meine Eltern richteten. Ich übergehe sie, weil mir die Erinnerung zu widerlich und zu bitter ist. Nur ein Beispiel fähr ich noch an, weil es die Art und Weise, wie sich der Bauernneid auf einem Umweg um ein Maniergebot äußert, recht charakterisirt. Mein Bruder und ich hatten unsere Studien glücklich vollendet und waren etliche Wochen auf Ferien zu Hause. Das legten sich die Leute zu ihrer Selbstberuhigung sofort so aus, als wären wir „vazirend“, obwohl sie doch wissen sollten, daß jeder Student Balanzen hat. Während dieser Zeit ließ sich meine Mutter mit einem Bauer in einen Disturs ein, die Mutter erwähnte, daß ein unbekannter „Reisender“ (Bettler) unlängst gedroht habe, er wolle das ganze Dorf anzünden, weil er zu wenig bekommen. Der Bauer, der über das Vorleben des Bettlers so wenig unterrichtet war, wie meine Mutter, antwortete: „Ja, halt ja, so sind's diese Leut'; zuerst meinen s', sie sind weisgott was, — und wenn's ihnen hernach nicht ausgeht, dann —“ Er schob also mein Vorleben, wie er es auffaßte, dem Bettler unter, so daß seine ganze Antwort eine versteckte, recht christlich wohlwollende Prophezeiung über meine Zukunft enthielt. Sollte ich diesen Bauer zur Rede stellen? Er hat ja nur zu meiner Mutter vom Bettler gesprochen, hat nur die Hofort verdammt, die vor dem Falle kommt, — das ist ja nicht Schlechtes.

Die Kartelle.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, wie der Grundfah der freien Konkurrenz in der privat-kapitalistischen Produktionsweise schließlich mit Naturnothwendigkeit in sein Gegenteil umschlägt. Bei fortschreitender Ent-

wicklung der Großindustrie nimmt dieser Wettbewerb um die Absatzgebiete für die erzeugten Waaren mehr und mehr eine anarchische Form an, es wird ein Kampf auf Leben und Tod, der notwendig mit dem Ruin des weniger kapitalkräftigen Unternehmers endet, nachdem das Mittel, sich durch Reduktion der Löhne konkurrenzfähig zu erhalten, erschöpft ist. In diesem Kampfe giebt es kein anderes Heil für den Letzteren, als Verständigung mit seinem mächtigeren Nebenbuhler. Die erbitterten Gegner werden Verbündete, die sich durch ihr „Kartell“ vor dem Ruin bewahren, mit dem sie die zügellose freie Konkurrenz bedroht.

Der Entwicklung dieses Zentralisationsprozesses, der sich gegenwärtig mit erstaunlicher Schnelligkeit in dem privatkapitalistischen Produktionssystem vollzieht und seiner Bedeutung für die Arbeiterchaft widmet Schönlanl in dem neuesten Heft von Braun's Archiv*) eine vortreffliche Untersuchung. In Folgendem theilen wir unseren Lesern ihren Inhalt im Auszuge mit.

Die Kartelle, sagt Schönlanl, sind eine notwendige Erscheinungsform in dem herrschenden Produktionssystem; es ist damit von vornherein die Möglichkeit gegeben, sie von anderen Erscheinungen zu unterscheiden, die wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit ihnen besitzen: nämlich jenen, seit den Zeiten der Römer bekannten, und jetzt unter dem Namen Corners in Bläthe stehenden Vereinigungen von Kaufleuten und Spekulanten, die den Preis der Waaren auf dem Markte durch große Aufläufe oder Verkäufe auf Lieferung oder auch einfache Vereinbarung in ihnen günstiger Weise zu bestimmen. Derartige Manipulationen können natürlich von den eigentlichen Kartellen, d. i. den Verbänden von Produzenten gleichfalls in ihren Wirkungskreis gezogen werden — wie es gegenwärtig thatsächlich zuweilen der Fall ist — ohne daß dieses jedoch mit dem Wesen derselben in einem inneren Zusammenhang stände.

Die Geschichte der eigentlichen Kartelle (oder Trusts) ist hoch außerordentlich jung. Sie reicht, abgesehen von einigen unbedeutenden Ausnahmen, kaum über das Jahr 1873 zurück. Die empfindlichen Lehren einer so gewaltigen Geschäftskrise waren notwendig, um den Kapitalisten die Augen über die wahre Natur ihres Produktionsprozesses zu öffnen und sie der Einsicht zugänglich zu machen, daß ihr persönliches Interesse sich lediglich als Klasseninteresse durchsetzen könne.

Als nach dieser Zeit die Bildung von Kartellen allmählich Fortschritte machte, haben eine Anzahl, darüber entrüsteter, freisinniger Politiker die Schutzzölle dafür verantwortlich machen wollen, die in derselben Zeit in den Kulturstaaten in Aufnahme kamen.

Wenn aber in der Union, in Kanada, in Deutschland und anderswo das Einreißen der Schutzzollmauern als radikales Heilmittel gegen die Koalitionen empfohlen wird, so zeigt dieses nur die Enge der kleinbürgerlichen Weltanschauung. Die Internationalität des Kapitals setzt sich über die Trümmer der Tarife hinweg und schließt die Großproduzenten aller in Frage kommenden Länder zu einer Genossenschaft zusammen, welche vielleicht furchtbarer sein wird, als irgend ein nationaler Fabrikantenbund. So wenig die Levellers, als sie die Zänne der Einhegungen niederrißen, den Großgrundbesitz beseitigen und die mittelalterlichen Feldgemeinschaften wiederherstellen konnten, so wenig wird es den Nichts-als-Freihändlern gelingen, durch die Beseitigung der Schutzzölle die Kartelle aus der Welt zu schaffen und die „gute alte Zeit“ des Manchestierthums wieder zurückzurufen.

Die Ursache liegt vielmehr tiefer. Die Kartelle mußten mit Notwendigkeit auftreten, sobald der Produktionsprozeß dasjenige Maß von Konzentration erfahren hatte, das seit einiger Zeit in einer Reihe von Betrieben zu finden ist.

Der vielgliederte imposante Mechanismus des modernen Großbetriebes ermöglicht ohne erhebliche Schwierigkeiten seine Verbindung mit anderen gleichartigen Schöpfungen. Hier findet sich ein geschultes Beamtenpersonal, hier stehen wohlgeübte Arbeitermassen zur Verfügung, deren vielseitige Verwendung der wechselnde Bedarf des Etablissements notwendig macht. Mit peinlicher Sorgfalt werden die Schwankungen des Weltmarktes verfolgt, Agenten und Reisende vermitteln den lebhaftesten Verkehr mit der ganzen Kulturwelt, die Kenntnis der Zustände in der eigenen Branche ist eine vortreffliche. Die Uebersichtlichkeit des Betriebes und seiner rechnerischen Grundlagen läßt nichts zu wünschen übrig.

Von lockeren, schwächlichen, lebensunfähigen Vereinbarungen, welche, für den Augenblick geschaffen, im Nu vergehen wie Luftballons im Fluglande, geht es Schritt vor Schritt weiter zu festeren Konventionen, welche auf einen längeren Zeitraum geschlossen werden und nicht bloß augenblicklichen Gewinn, sondern dauernden Nutzen als erstrebenswerthes Ziel im Auge haben. Nach und nach entfaltet sich die junge Organisation; zur Regulierung der Preise tritt die Frage der Produktion. Man sträuft die Uebersetzung, man zahlt für Minderproduktion Prämien. Die Welt wird vertheilt, den verschiedenen Produzentengruppen werden die Absatzgebiete bestimmt, wo ihnen allein freie Hand gelassen wird. Je länger die Einrichtung besteht, desto dringender wird das Bedürfnis nach einer einheitlichen Leitung, nach einer Zentralisation, welche durch Kontrollbureauz, durch Ueberwachung des Marktes und des Kartells die Interessen der Verbündeten wahren soll. Die Sicherheit der Aufsicht über die Erfüllung

der Vertragspflichten und das Vortheilhafte des Vorgehens von einem den ganzen Industriezweig übersehenden Punkte aus zwingen zu immer festerem Zusammenschluß, zur Erweiterung der Vollmachten des leitenden Komitees. Die Errichtung von allgemeinen Verkaufsstellen, welche an Stelle des einzelnen Fabrikanten den Verkauf der kartellirten Waaren in die Hand nehmen, erweist sich als ersprießlich, die Kompetenzen der Leitung dehnen sich in dem Maße aus, in welchem der Wirkungskreis der Vereinigung wächst. Die Einzelunternehmung, mag sie einem Kapitalisten oder einer Aktiengesellschaft eignen, tritt zurück vor der Gesamtheit der assoziirten Betriebe, sie ist nur ein Mädchen in dem ergasten Uhrwerke des Kartells, jede an ihrem Platze, jede aber auch nur an diesem Platze im Stande, richtig zu wirken, jede streng angewiesen, in dem vorgeschriebenen Tempo zu funktionieren. Der einzelne Fabrikant wird ersetzt durch das Kartell, das „nicht bloß die Kapitale, sondern auch die Intelligenzen konzentriert.“ Da werden gemeinschaftliche Versuchsstationen angelegt, auf denen neue Erfindungen geprüft und gemacht, bessere Arbeitsmethoden erforscht, die Rohstoffe auf ihre Eigenschaften untersucht werden. Zentralsammlungen von Modellen und Fachwerken werden eingerichtet, um die Mitglieder in allem, was ihre Branche berührt, auf dem Laufenden zu erhalten u. s. f.

Die provinziellen, die nationalen Schranken fallen. Die aufeinander angewiesenen Gewerbe suchen engeren Zusammenschluß, die Erzeugung der Rohstoffe und der aus ihnen hergestellten Fabrikate wird vereinigt, konkurrierende Industrien verschiedener Länder errichten zwischenstaatliche Konventionen, welche die wichtigsten Interessenfragen regeln, Schutz- und Trutzverträge zwischen den Kartellen verschiedener Wirtschaftsgebiete werden geschlossen, das koalirte Großkapital strickt allmählich ein Netz, das vielmächtig die Weltwirtschaft zu umspannen beginnt.

Unablässig wirkt der gebieterische Zwang, die korporative Thätigkeit zu potenzieren (erhöhen). Der dem Einzelunternehmer gebliebene Rest von Selbständigkeit muß beseitigt werden, um das Kartell gegen verderbliche Eingriffe widerspenstiger Unternehmer vollends zu sichern. „Die völlige Abhängigkeit des Einzelbetriebes von der Koalition wird proklamiert, er wird umgewandelt in eine Abtheilung der Zentralstelle, er erhält seinen ordre du jour (Tagesbefehl) von dieser allein. Die Aktien sämtlicher Gesellschaften — denn die Form der Aktiengesellschaft wird zur Eintrittsbedingung in das Kartell — werden zusammengefaßt, die Profite aller Etablissements in einen Fonds vereinigt, die Konzentration vollendet ihr Werk und führt die Verschmelzung aller Einzelunternehmungen zu einem Riesenunternehmen herbei. Die höchste Stufe in dieser Entwicklung nehmen vorläufig die amerikanischen „Trusts“ ein; allen voran der „Standard Oil Trust“, der den Petroleummarkt der ganzen Welt monopolisirt hat.

Ein Heer von Beamten unter dem Kommando eines Direktoriums leitet den Produktionsprozeß, führt die Verwaltung des Geschäftsvermögens, in welches das des ehemaligen einzelnen Fabrikanten nach Auslöschung jedes individuellen Merkmals aufgegangen ist. Ein Schlag schlägt die tausend Verbindungen der assoziirten Wirtschaft. Eine Kraft treibt das gesammte Räderwerk, ein Befehl bewegt die ungeheuren Massen der durch rastlose Arbeit erzeugten Werthe. Und der Einzelunternehmer ist der Beamte oder der Pensionär des Kartells.

Mit den bisherigen Resultaten können die beteiligten Kapitalisten zufrieden sein. Ueberall wo das Kartell den Markt wirklich beherrscht, sind ihre Dividenden in erfreulicher Weise gestiegen. Man hat sich viel über die preissteigernde Wirkung der Kartelle ereifert. Es würde aber übereilt sein, dieselbe als eine den Arbeitern unmittelbar feindliche zu betrachten.

Für sie sind hohe oder niedrige Preise nur bedeutsam in Rücksicht auf die Bewegung ihres Arbeitseinkommens, und dieses wird wieder durch die wichtigen Faktoren Arbeiterschutz und Koalitionsfreiheit bestimmt. Wird der Aufstieg der Preise begleitet durch einen entsprechenden Anstieg der Löhne, und ob dies geschieht, dafür ist von entscheidendem Einfluß das Vorhandensein der eben genannten Faktoren, so ist das Auf und Ab der Preise für den Arbeiter gleichgiltig. Für die freihändlerischen Kapitalistengruppen aber ist der Ruf nach Senkung der Preise nur ein anderer Ausdruck für das Verlangen nach Verwohlfeilerung des proletarischen standard of life (Lebenshaltung), nach Senkung der Löhne.

Was schon heute sich vorbereitet, die Entstehung kosmopolitischer (den Weltmarkt beherrschender) Industrie-monopole, wird nach dem Fall der Schutzzollmauern noch viel rascher und umfassender ins Leben treten. Daß unsere Entwicklung diese Bahnen geht, ist mit Händen zu greifen. Wer einen rascheren Fortschritt derselben wünscht, kann die neue Entfesselung des Freihandels nur willkommen heißen. Wer aber glaubt, daß ein veränderter Zolltarif eine soziale Einrichtung beseitigen werde, die historisch geworden, historisch notwendig ist, der verschließt sein Ohr der eindringlichen Beredsamkeit der Thatsachen.

Durch die Kooperation wird aber die Macht des Kapitals ins Ungemessene vermehrt, und daß es diese Macht gegen die Arbeiter zu gebrauchen versteht, hat die Erfahrung hinlänglich bewiesen. Die Vorgänge bei dem vorjährigen großen Bergarbeiterstreik in den Ruhrkohlenrevieren haben gezeigt, wie man sich unliebsame Elemente der Arbeiterschaft vom Halbe schaffen kann; die Cottbuser Großtuchmacher haben eine halbe Million bei der Reichs-

bank deponirt als Garantie für einmüthiges Handeln in Ausstands-Angelegenheiten, der „Hauptverband der Töpfermeister und Ofenfabrikanten Deutschlands“, der „Verein deutscher Eisengießereien“ und zahlreiche andere haben arbeiterfeindliche Beschlüsse gefaßt.

So könnte jemand angeichts dieses Sachverhalts sich etwa so auslassen:

„Die Kartellirung der Industrie macht die Lohnarbeiter zu einem Spielball des assoziirten Großkapitals. Diese Organisation, welche eine ganze Industrie umspannt, verbürgt die unbeschränkte Herrschaft des Kapitals. Der Arbeiter wird zum Leibeigenen herabgedrückt, der blöde gehorchen und alles erdulden muß, der letzte Trampf auf den Hohn des „freien Arbeitsvertrages“ wird ausgepielt.“

Aber handelt es sich denn wirklich nur um den einen Arbeiter? Ist er nicht der Repräsentant einer großen sozialen Gruppe, deren Klassenbewußtsein bereits erwacht ist? Nicht mit Peter und Paul hat das Kartell zu thun, sondern mit den Angehörigen einer Klasse, deren Bewegung immer mächtiger anwächst. Jeder ökonomische Fortschritt steigert die Solidarität der Arbeiterschaft. Der koalirte Besitz kann sein Haupt nicht stolz und stolzer erheben, ohne daß die Energie, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Einsicht in ihre gesellschaftliche Lage bei den proletarischen Schichten sich potenzirt. Die Kooperation des Kapitals erzeugt die Kooperation der Arbeiter. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, da nur das Individuum zu sehen, wo ein täglich fester sich verschmelzendes Gefüge sich aufgethan hat, heute, wo doch die Vielheit der gewerblichen Anlagen, die mannigfachen Unterschiede der Lohn- und Arbeitsverhältnisse die Interessen zersplittern und das Zusammenwirken erschweren, jenen imposante Streiks die ganze Welt in Staunen. Wenn die Unternehmerverbände gegen die Arbeiter sich wenden, so finden sie bereits jetzt entschiedenen Widerstand. Um wie viel leichter ist ein Streik durchzuführen, wenn die Koalition der Unternehmungen, die Leitung von einer Zentralstelle, die Gleichmäßigkeit der Zustände mit derselben Sicherheit die Vereinigung der Arbeiter erzwingt, wie die Ordre des Direktoriums die Produktion von so und so viel tausend Tonnen Kohlen oder die Förderung von so und so viel tausend Tonnen Kohlen. Aus der Isolirtheit zur Verbindung, aus der Zerrissenheit zur Einheit, das ist die Lösung für die Kapitale wie für die durch die Kapitale angewendeten Arbeiter. Daraus ergibt sich aber eine Grundforderung für jeden Kulturfortschritt: Die Koalitionsfreiheit auf breiter Grundlage muß den Arbeitern verbürgt werden, damit ihr Schicksal in der Waagschale des wirtschaftlichen Systems nicht federleicht durch die ersonene Wucht der Kartelle emporgeschmetzelt werde. Als legale Macht soll das Proletariat sich mit den organisirten Unternehmern über seine Forderungen auseinandersetzen, sei es durch gütliche Uebereinkunft, sei es durch die Waffe des Streiks.

Doch diese eine Voraussetzung reicht nicht hin, um bei der Uebermacht des Kapitals die Arbeiter auch nur vor den allergrößten Vergewaltigungen zu schützen. Das Mindeste, was hinzutreten muß, ist die Erfüllung der zweiten oben namhaft gemachten Bedingung: soll die peinlichste Bedrückung von vornherein verhütet werden, so muß ein Mindestmaß von Arbeiterschutzmaßregeln, wie die soziale Hygiene sie schon längst präzisirt hat, als die Grundlage zum Weiterbauen gesetzlich festgelegt werden. Nur eine körperlich und geistig gesunde Arbeiterschaft wird den Kampf gegen die Allgewalt des Kapitals erfolgreich aufnehmen können. Also durchgreifende Fabrikgesetze gegen Kartelle.

Das notwendige Complement (Ergänzung) der fortschreitenden Kartellirung des Industrialismus ist also die soziale Gesetzgebung. Sie hat die Fürsorge dafür zu übernehmen, daß die breiten Massen des Volkes nicht widerstandslos den Gewalten überliefert werden, welche ihren Triumphzug durch die Kulturwelt angetreten haben.

Auf der Stellensuche.

Berliner Skizze.

n. Klara erwachte. Der mattgraue Schimmer, welcher nichtern durch die schmucklose Fenstergardine drang und bereits die Umrisse der ärmlichen Zimmerausstattung aus dem nächtlichen Dunkel hervortreten ließ, verkündete den anbrechenden Tag. Dieses kalte, trostlose Morgenlicht ermunterte sie ganz. Mit einem Schläge starrte ihr das Verzweifelte und Hoffnungslose ihrer gegenwärtigen Lage entgegen. Durch die halbgeöffnete Thüre der Nebenstube tönten die schweren Athemzüge Schlafender.

Wie schwül und dick die Luft der Kammer war, oder war es der Ekel vor dem aufs Neue erwachten Glend, der ihr die Brust beklemmte? Klara stand auf und öffnete das Fenster. Der schmale, lange Vorstadthof lag dunkel, wie ein Riesengrab, nur hoch droben im letzten Stockwerk erhellte der sahle Dämmerchein die finstern Mauern der Miethskajerne. Eine feuchte, übelriechende Luft schlug ihr entgegen. Einige Lichter flimmerten bereits trübe durch den Dunst.

Klara schloß das Fenster, setzte sich auf den Rand des Bettes und versiel in Nachdenken. Schon acht Wochen waren seit ihrer Entlassung aus der LUXUS-papierfabrik, in der sie fast ein Jahr beschäftigt gewesen war, verfloßen, ohne daß sie inzwischen eine neue Arbeitsgelegenheit gefunden hatte. Wie sollte das enden, nachdem jetzt ihre letzten mühselig abgedarbotten Spar-

*) Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. III. Bd. 3. u. 4. Heft.

pfennige aufgezehrt waren und sie schon seit 2 Wochen die Miethe für ihre Schlafstelle schuldete. Wie eine Verbrecherin kam sie sich vor, wenn sie der misstrauischen alten Wirthin täglich die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen gestehen mußte und die verlezende Art gewahrte, mit der man ihr eine Tasse Kaffee oder eine Schrippe hinschob, obgleich sie doch bisher stets pünktlich gezahlt hatte und sich auch sonst so viel als möglich in dem kleinen Haushalt nützlich zu machen suchte. Wie schnell uns doch die Noth das Vertrauen und die Freundschaft der Menschen raubt! Gerade sie, die einsam im Leben stehende Waise, welche auf eine glück- und freudeleere Jugend zurückblickte, fühlte die lieblose Behandlung doppelt schmerzlich.

Heute wollte sie sich keiner Demüthigung aussetzen, sondern ohne Frühstück auf die Arbeitssuche ausziehen. Von der Treppe her erkündete die Schritte herabsteigender Proletarier, die zur Arbeit gingen. Die Dämmerung lichtete sich mehr und mehr. Klara kleidete sich an und ging.

Als sie die Straße erreicht hatte, welche Arbeiter und Arbeiterinnen jeden Alters in dichten Schaaren bevölkerten, und wo hellerleuchtete Fabriken hoffnungsvoll durch den Novembermorgen schauten, athmete sie auf. Wo so Viele Arbeit fanden, konnte sie doch unmöglich leer ausgehen. Die enge Kellerwohnung und die gefühllose Umgebung waren sicher nur an ihrer muthlosen und niedergedrückten Stimmung schuld. Sie fror in ihrem dünnen Sommerjäckchen, doch auch das sollte anders werden, sobald sie wieder Beschäftigung gefunden hatte.

Einige Minuten später sah Klara in einem Kaffee-keller und durchslog das „Intelligenzblatt“. Schod- und Mandelweife, ja zu Hunderten wurde hier die Waare Arbeitskraft an- und ausgebaut. Sie kannte zwar diesen modernen Sklavenmarkt sehr genau, auch ein gewisses Mißtrauen erfüllte sie nach ihren Erfahrungen gegen diese verlockenden Offerten, allein — wer weiß, einmal kann, muß sich doch etwas finden. Nachdem sie sich ein Duzend der Stellen notirt hatte, machte sie sich auf den Weg.

Das Menschengewühl, das sich jetzt in den großen Verkehrsstraßen nach allen Richtungen hin vertheilte, in alle Gassen und Hausthüren verlief und doch nie ein Ende nahm, machte den Eindruck eines dunklen Ameisen-schwarmes, den die Frühlingssonne oder der Fuß des Wanderers an die Oberfläche des Baues gelockt hat. Wie hastig, athemlos alle an ihr vorbeizogen! — Klara kannte die Hungerstärke des Kapitals, welche diese Massen zu fieberhafter Hege antrieb, nur zu gut, so gut wie die elenden Brotmahlzeiten von Lohn, welche diese aber-tausende von Schloßtopfern zum wahnsinnigen Wettrennen verlockten. Heute beneidete sie alle — kannten sie doch nicht wie sie ins Ungewisse.

Obgleich es kaum 7 Uhr war, fand sie die ersten Stellen besetzt. An einigen wurde ihr bedeutet wieder zu kommen, weil dieser und jener, welcher zu befehlen hatte, noch nicht da oder gerade beschäftigt sei. An anderen Stellen vertröstete man sie auf später, auf eine oder mehrere Wochen. Der Kapitalist hatte es eben gar nicht so eilig, als man nach dem „Sofort“ der Annon-zen annehmen mußte, er wollte erst ruhig das Angebot abwarten, unter Umständen kann das sehr profitabel werden, und zu leben hat er ja. Was inzwischen aus den Arbeitssuchenden wird, scheint ihn wenig, sie hungern eben noch einige Wochen länger.

Klara begann muthlos zu werden, als nach einigen Stunden ihre Valenzenliste erschöpft war und das „Be-
setzt“, „Besetzt“ kein Ende nahm.

Die weiten, in Hast und Eile zurückgelegten Weg-
strecken hatten sie ermüdet, sie war hufgrig geworden, die Erfolglosigkeit hatte sie zaghaft gemacht.

Langsam durchschritt sie jetzt, den Kopf voller Pläne
und Entschlüsse, die Straßen, welche die Wintersonne
mit heiterem Glanz übergoß. Auch jetzt wagte eine

Menschenwelle rastlos auf und nieder, aber zwischen die
eilig dahinstürmenden hatte sich eine beträchtliche Anzahl
gemächlich und lässig flantrender Spaziergänger gemischt.

Wohin sie blickte, Licht, Lebensfreude und Ueber-
fluß. Reiche Baarenhäuser, verschwenderisch ausgestattete
und diamantenbesetzte Schaufenster blitzten im Sonnen-
licht; luxuriöse Restaurants, Anschlagssäulen, die zu Ge-
nuß und Vergnügen lockten, lachende, heitere Gesichter
ringsum. Mit Bitterkeit und doch auch wieder mit
Neid gedachte Klara der Millionen verelendeter Arbeits-
menschen, die zur selben Stunde in den Staub- und Dunst-
räumen der Fabriken sich um einen jämmerlichen Tage-
lohn halb zu Tode quälten, die all' den Luxus und
Baarenreichtum, welchen sie um sich sah, erzeugt hatten.

Und doch — wenn sie nur Arbeit hätte — nichts
weiter, nur Arbeit —

Sie zermattete sich das Gehirn, um einen Aus-
weg, eine Rettung aus ihrer Lage zu finden. Am Ende
konnte sie es auch einmal mit etwas Neuem versuchen,
mußte es denn durchaus ihre Branche sein? Besser war
es zwar in anderen Gewerben auch nicht, auch dort
dieselbe Ueberfüllung, dasselbe Massenangebot der Arbeits-
kräfte, dennoch machte sie sich mit frischen Hoffnungen
abermals auf den Weg, nachdem sie auf's Neue die
Zeitungen durchgesehen hatte.

Das „Besetzt“, „Besetzt“ schallte ihr jedoch auch
nun ununterbrochen entgegen. Dann sollte sie als Neu-
ling zuerst „Lehrling“ spielen, um weniger als ein
Butterbrod arbeiten. Man rühmte ihr den glänzenden
Verdienst, wenn die Lehrzeit zu Ende sei, auch sollte
die letztere ja möglichst abgekürzt werden. Aber wovon
in aller Welt sollte sie indessen leben? Etwas vom
„Nebenerwerb“, wie es versteckt aus den meisten An-
deutungen und Redensarten herausklang. Zu oft hatte
sie schon solche Hohheiten und Gemeinheiten, denen die
hungernde und arbeitssuchende Fabrikslavin in unserem
herrlichen Wirthschaftssysteme ausgefetzt ist, anhören
müssen, um hierüber noch empört zu werden.

Welche Löhne man ihr bot, — wie man auf ihre
Armuth und Verzweiflung spekulirte, — welche „Ver-
traulichkeiten“ man sich erlaubte! — Wie der Sklaven-
händler in Afrika taxirt man die Kraft der Arme und
des Körpers, die Hüften und die Brüste.

Der Mittag war längst vorüber, sie hungerte, aber
die letzten fünf Pfennig mußten für das „Intelligenz-
blatt“ aufgespart werden.

Um 4 Uhr stand Klara unter der wartenden Schaar
der Arbeitslosen, welche in der Zimmerstraße um diese
Zeit tagaus tagein anzutreffen ist. Beim ersten Blick,
den sie hastig unter einer Straßenlaterne in das Blatt
warf, fiel ihr eine Annonce in die Augen, worin das
große Kaufhaus von Müller u. Schulze sofort mehrere
„Verkäuferinnen“ verlangte. „Meldungen von 5—6“
hieß es am Schlusse. Als „Verkäuferin“? daran hatte
sie noch gar nicht gedacht.

Klopfenden Herzens stand Klara nach einer halben
Stunde vor dem großen, glänzend erhellten und befor-
rirten Schaufenster des Müller u. Schulze'schen Bazars.
Mehrere Equipagen und Droshken hielten neben dem
Trottoir am Eingange. Ein Schwarm von „Verkäufern“
und „Verkäuferinnen“ bediente die zahlreichen Kunden
in den verschwenderisch ausgestatteten Räumen. Alles
athmete Reichthum und Ueberfluß. Wie fein und elegant
selbst die „Ladenmädchen“ aussahen, die wurden sicher
auch anständig gelohnt! Klara wurde ganz zaghaft.

Schließlich trat sie ein.

Ein Kommiss empfing sie sehr zuvorkommend, drehte
ihre jedoch sehr fleghaft und geringschätzend den Rücken,
als er den Grund ihres Kommens erfahren hatte. Einige
Minuten blieb sie den Seitenblicken des bedienenden
„Damenflors“ ausgefetzt, dann wurde sie zum Eintritt
in ein Nebenzimmer angefordert. Ein Duzend Schreiber
unterbrachen ihre Thätigkeit und schauten ihr spöttisch
lächelnd nach, als sie nach dem letzten Zimmer, dem

Privatkomptoir, ging. Dort saß Herr Schulze, der Chef
der Firma, ein sehr fett und ehrbar aussehender ällicher
Herr in seinem Arbeitsstiel. Seine etwas ungnädige
Miene hellte sich auf, als Klara, deren hübsches Gesicht
die Aufregung und die frische Winterluft mit blühender
Lebensfarbe gezeichnet hatte, schüchtern ihr Begehren
vortrug.

„Wo waren Sie bisher in Stellung und — haben
Sie Zeugnisse?“

„Bisher war ich Fabrikarbeiterin, allein —“
„So —“ unterbrach sie Herr Schulze „da thut
es mir sehr leid“.

Trotzdem schien es ihm mit seiner Abweisung nicht
ganz ernst zu sein, denn er erkundigte sich sehr eingehend
nach ihren Verhältnissen. Nachdem er hierbei erfahren
hatte, daß Klara vollständig alleinstehe, sich mit dem
nothdürftigsten Gehalt zufrieden geben wolle, auch jeder-
zeit ihre Stellung antreten könne, vor allem aber, daß
sie sich in der äußersten materiellen Bedrängniß befinde,
wurde er plötzlich sehr gnädig, ja sogar freundlich.

Obwohl er kein Freund von Versuchen sei, wolle
er es doch einmal mit ihr wagen, meinte er, Gehalt
solle sie monatlich 25 Mark erhalten, was übrigens für
eine Anfängerin sehr viel sei, und er hoffe nur, daß er
mit ihr zufrieden sein werde. Er betonte das zufrieden.
Klara erröthete unwillkürlich unter dem eigenthümlichen
Blick, den er ihr dabei zuwarf. — In ihrem Kopf
arbeiteten jetzt andere Gedanken. Die Freude, endlich
ein Unterkommen gefunden zu haben, drängte sogar die
Sorge, wie sie bis Ende des Monats sich durchschlagen
würde, wovon sie die ungeduldige Wirthin befriedigen
solle, zurück. Jetzt wird sich schon alles ändern.

Sie wollte gehen.

„Noch einen Augenblick, Fräulein“. Herr Schulze
trat sehr nahe an sie heran „Sie werden gewiß einen
Vorstoß brauchen, er steht Ihnen heut Abend in meiner
Wohnung, oder in der Ihrigen zur Verfügung — Sie
verstehen mich ja! Nicht wahr?“

Ob sie ihn verstand, er sagte ihr ja ganz deutlich,
was ihr andere schon hundertmal versteckt angedeutet
hatten. Am liebsten hätte sie ihm in sein feistes, er-
regtes Gesicht gespuckt, aber sie blieb ruhig. Ohne ein
Wort verließ sie das Komptoir. Das unsäglich bittere
Gefühl, das sie erfüllte, löste sich in dumpfe Verzweiflung,
in hoffnungslosen Ekel auf. Wen sollte, wen konnte sie
auch anklagen, gegen wen toben und wüthen? Dem
Hauptschuldigen, dem herrschenden Wirthschaftssysteme
konnte sie doch nicht zu Leibe.

Lange durchirrte sie die Weltstadtstraßen, unchlüssig
was sie beginnen, wohin sie sich wenden solle. Erst der
Gedanke an die Kellerwohnung in der Vorstadt draußen
riß sie aus ihrem Hirnirren. blieb ihr denn etwas
anderes übrig, als zu ihr zurückzukehren?

Der Hunger und die schneeige Kälte des Winter-
abends, die Ermattung nach der langen Tageswanderung
und dann die jüngste Erregung hatten ihre Kräfte aufs
Aeußerste abgepannt. Zu vollkommener Willenlosigkeit
hatte sich ihre Nervenschwächung gesteigert.

Klara schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein.

Immer ruhiger wurde sie, je weiter die flammenden
Lichterreihen der Innenstadt hinter ihr lagen, je mehr
der laute Lärm der weltstädtischen Vergnügungszügel
in der Ferne erstarb.

Erst als sie wieder den großen, dunklen Vorstadt-
hof vor sich liegen sah und nach den hellerleuchteten
Hundertern von Fenstern emporschaute, die ringsum durch
die Finsterniß leuchteten, tauchte auch das Hoffnungslose
und Verzweifelte ihrer Lage, wie am Morgen, von
neuem vor ihr auf.

Wie alle Tage berichtete Klara auch heute der
mürrischen Wirthin über ihre vergeblichen Bemühungen,
aß und trank sie gierig das Wenige, das sie hingeshoben
erhielt, legte sie sich mit Schaudern, des kommenden
Morgens gedenkend, auf ihr ärmliches Lager.

Albert Auerbach,
Berlin S., Rottbuscher Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

W. Gründel's Restaurant
(früher: H. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.
Arbeitsnachweis und Verlehn der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und
Abendbisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Rum, Punsch, Glühwein
Flasche 1,50 Mk.
Ingwer, Pommeranzien, Luft
Liter 1.— Mk.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 Mk.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 Mk.
empfehlen
Franz Beyer
Prinzeßinnen-Strasse 15.
Filiale:
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.

Im Verlage der „Magdeburger Volksstimme“ ist soeben er-
schienen und für Berlin durch die Buchdruckerei von **Maurer,
Werner & Co.,** SO., Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen:
Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter
bei Unfällen.
Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Ver-
letzten bewilligten Rentenläge, umfassend die Zeit vom 1. Juli 1886 bis 13. Juli 1889,
nebst Einleitung enthaltend die wesentlichsten Bestimmungen des Unfallversicherungs-
Gesetzes. Alphabetisch nach Berufsklassen geordnet.
Herausgegeben von Hans Müller.
Preis 30 Pfg. Für Colporteurs hohen Rabatt.

64. Waldemar-Strasse 64.
Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager
von **Ernst Grossmann.**
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen
und Stiefeln jeder Art.
Reelle Bedienung. Billige Preise.

**licht-
strahlen**
Blätter für
volkverständliche Wissenschaft.
Zugleich ein
literarischer Wegweiser
für das Volk.
Erscheint halbmonatlich in
Heften à 20 Pfg. im Verlage
von O. Harnisch,
Dresden
Annenstrasse 47.
Probenummern
auf Verlangen gratis und franco.
Hohen Rabatt für Colporteurs überall gesucht.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Colporteurs überall gesucht!